

Gedichte

von

Freiherrn Carl von Ficks.



Leipzig,

Julius Klinckschardt.

1864.

5-10A

A 4437.

Gedichte

vom

Freiherrn Carl von Firds.

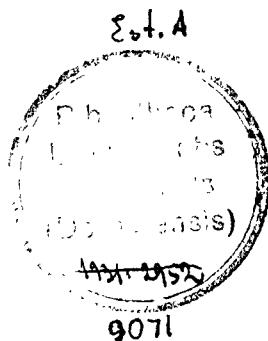
5-A

5009.

Leipzig,

Julius Klinckschardt.

1864.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Ein rastlos kreisend Stimmenflattern	1
Innere Stimme	2
Herbstabend	3
Die Wibelleserin	4
Am Walbesaum	6
Winter	8
Stilles Scheiden	9
Gebaut	10
Mein Spielgefährte	11
Schwarze Nacht	12
Demuth	13
Letzter Wunsch	14
Am Strande	15
Vor den Fenstern	16
O weh!	17
Mißverstanden	19

	Seite
Gute Nacht!	20
Beim Heil'genschein	21
Regen	23
Herbst	25
Im Burghof	27
Hochzeitsspeise	29
Der Burgherr	31
Gotteslamm	34
Jetzt bin ich böß!	35
Sag', was du willst	36
Blumenlager	37
Unvergessen	38
Dunkle Nacht	40
Wetter	41
Kummer	43
Himmelsferne	44
Das unbekannte Lieb	45
Das Wiegenkind der Schöpfung	47
Das sterbende Kind	48
Die Blume der Einsamkeit	50
Der Mönch	52
Der nächtliche Ritt	56
Der Schmieb	59
Was mag es sein?	61
Sonntagmorgen	62
Gedankenucht	64
Rückblick	65

	Seite
Menschenwissen	66
Verblühter Lenz	68
Ich hab' nach dir gerufen	70
Zurück	71
Die gute Schwester	72
Schattenspiel	73
Wie es kommt	74
Das Ende davon	75
Am Friedhofsthor	76
Mit bloßen Füßen	77
Winternacht	78
Kindheitsraum	81
Nach dem Regen	84
Wolkenreiter	85
Morgen	86
Der sterbende Krieger	89
Unbekümmert	91
Die barmherzige Schwester	93
Soldatengebet	96
Ich wollt', ich könnt' dein Herz belauschen	98
Der Thorwart	100
Guter Rath	103
Herzensjubil	104
Er ist niemals wiedergekommen	106
Du seltsam Menschenkind	108
War so leicht mein Blut	109
Abendwölken	110

Walbesstille	111
Himmelsfenster	112
Geficht	113
Urwähler	115
Das Kinderauge	117
Keinen Mann!	119
Der kleine Seiltänzer	121
Die Spinnerin	123
Der starke Walter	126
Frühlingsvögel	130
Fergus. 1.	131
2.	150
3.	167
4	182

Ein rastlos kreisend Stimmenflattern,
Ein lockend Rufen ferne her,
Es schweift das Lied mit Traumesschritten,
(Gedankenirrend um mich her.

Am Stabe rasten meine Hände,
Ich kann des Wegs nicht weiter gehn,
Ich fühl' das Wort sich für mich rüsten,
Und muß dem mächt'gen stille stehn.

Innere Stimme.

Mir ist's, als hört' ich Jemand rufen,
Als hört' ich eine Stimme gehn,
Die liebe Worte zu mir spräche,
Ich kann es aber nicht verstehn.

Wie eines Vaters ernstes Mahnen,
Wie einer Mutter ängstlich Flehn,
Wie eines Freundes treues Rathen,
Ich kann es aber nicht verstehn.

Und wie ich horch', da zieht ein Frieden
In meines Herzens Hader ein;
Es wird am Ende Gottes Stimme
In meiner Brust gewesen sein.

Herbstabend.

Der Sommer hat sich gebettet
Auf dörren Blättern im Haag,
Das letzte fröstelnde Blümchen,
Im Felde verlassen brach.

Nun steigen die Nebel im Thale,
Und der Nachtwind ruft in der Haid',
Und alles ist schauernd zerronnen
In Dunkel und Einsamkeit.

Ein einziges Sternlein flackert
Dort über den Wolken trüb',
Wie ein vergess'nes Lichtchen,
Das im Himmel brennen blieb.

Die Bibelleserin.

Im leigen Haus' im Dörfchen,
Am dämmernden Fensterlein,
Da liest seine alte Bibel
Ein eisgraun Mütterlein.

Es wird ihr sau'r, der Alten,
Denn draußten dunkelt die Nacht,
Hat's auch in der Kunst des Lesens
Niemalen gar weit gebracht.

Und was sie mit Fleiß und Mühe
Herausbuchstabirt am End',
Sie kann es nicht immer verstehen;
Doch faltet sie fromm die Händ'.

Und Gott, der die Seele ansieheth
Und hört auf die Worte nicht,
Der läßt es der Alten gedeihen,
Wie sie es im Herzen spricht.

Ob sie auch grübelnd und rathend
Nicht immer das Rechte ersinnt,
Und wendet zur Unzeit die Blätter,
Das alte träumende Kind.

Am Waldeessaum.

Ein heißgeritten Rößlein steht
Am Waldeessaum allein,
Ihm wird die Zeit schier lang; es knickt
Und wechselt Bein um Bein.

Umher ist's still und einsam gar,
Nur leis' das Müßlein singt.
Und aus des Waldes Tiefe fern
Der Ruf des Ruckucks klingt.

Das Rößlein knickt und nickt dazu,
Es schlummert wohl noch ein
Und hält dem Müßlein stille dann;
Wo mag der Reiter sein?

Und vor dem Rößlein steht und schaut's
Mit großen Augen an
Ein Geißlein jung, das irgendwo
Der Hut im Alee entrann.

Es steht und schaut und dreht den Kopf
Stillsitzend hin und her,
Und meckert leis' und stampft dazu
Und wundert sich gar sehr.

Derweilen sucht's die alte Geiß
Lautrufend quersfeldein,
Und tritt umher in Korn und Kraut;
— Wo mag die Hirtin sein?

Winter.

Die Blumen sind gestorben,
Es kam der Winter leif',
Der stille Todtengräber,
Begrub sie in Schnee und Eis.

Seitdem ist es gar stille,
Kein Gräslein regt sich mehr,
Es fallen weiße Flocken,
Und alles schläft umher.

Stilles Scheiden.

Ich weiß, sie kam durch die Augen,
Sie stieg durch die Fenster in's Haus:
Die junge singende Liebe.
Wo aber schlich sie hinaus?

Kein Wort im Sturme geflügelt
Trug von den Lippen sie wild,
Und keine Thräne des Kummers
Hat aus der Brust sie gespült.

Sie muß durch die offene Thüre
Wohl heimlich gegangen sein,
Da ihre lachende Schwester
Mir sprang in's Herz hinein.

G e b a u t.

Ich hab' auf Treu' und Glaub'n gebaut,
Es fiel das Haus mir ein;
Ich hab' auf Lieb' gebaut, sie warf
Auf mich den ersten Stein.

Ich hab' gebaut auf Mann und Wort
Und 's war zu böser Stund',
Und hab' auf Fug und Recht gebaut,
Und alles ging zu Grund'.

Nun will auf nichts ich bauen mehr
Als wie auf Gott allein,
Vielleicht, eh' ich es selber denk',
Wird's Feierabend sein.

~~~~~

## Mein Spielgefährte.

Du bist im Traum zu mir gekommen,  
Mein todt's Kind, und hast die Nacht  
Mit mir gespielt, da Alle schliefen  
Und Niemand sonst bei mir gewacht.

Du hast dort oben bei den Engeln  
Im lichten Saal der Ewigkeit  
Gedacht des armen kranken Kindes  
Im engen Kämmerlein der Zeit.

Und bist gekommen, mit mir spielen,  
Da ich verlassen und allein,  
Wie ich vor Zeiten hier auf Erden  
Mit dir gespielt im Sonnenschein.

~~~~~

Schwarze Nacht.

Schwarze Nacht, schwarze Nacht, ich komm' zu dir,
Vom Wandern müde, und sag'
Mein Bettlersprüchlein vor deiner Thür
Und kniee nieder und klag'.

Schwarze Nacht, schwarze Nacht, es ist Alles Trug,
Was draußen im Sonnenschein blüht,
Und Liebe und Treue ist eitel Lug,
Und das Glück ist ein müßiges Lied.

Dein dunkles Gewand ist so still und groß,
Verhüll' und bedeck' mich damit,
Und wenn' ich entschlafen in deinem Schooß,
Schwarze Nacht, nimm mich mit, nimm mich mit!

Demuth.

Wen Gott auf die Kniee niederwarf,
Der neige sein Angesicht,
Und neige in Demuth sein stolzes Herz,
Und kämpfe und ringe nicht.

Und wie die Kindlein der Gasse thun,
Wenn sie still zu den Menschen stehn,
Er taste leise an Gottes Hand,
Und Gott wird ihn schon verstehen.

Lehter Wunsch.

Ich wollt', sie rüsteten mein Grab,
Wenn ich einst todt werd' sein,
In Einsamkeit am Meeresstrand,
Und ließen mich allein.

Dann läg' ich still, die Händ' im Kreuz
Und aufwärts das Gesicht,
Und harrete lauschend durch die Nacht
Auf Gott und mein Gericht.

Und hörte über mir das Meer,
Wie es dort hoch im Licht
Ein ewig murmelndes Gebet
Für meine Seele spricht.

Am Strande.

In Wolken ging der Himmel,
In Wolken ging das Meer,
Die Nacht war wild und dunkel,
Der Strand war öd' und leer.

Das Sandgras wehte fröstelnd,
Und auf der Düne sang
Die alte Föhre schaurig,
Wie einen Grabgesang.

Es trieb ein Boot zu Lande,
Sein Bord war todtenstill,
Die Möven schwebten drüber
Mit heiserem Geschril.

Vor den Fenstern.

Ich habe nicht Vater, nicht Mutter,
Bin ein armes, verlassenes Kind,
Und lauf' auf der fremden Straße
Umher bei Regen und Wind.

Ich stand an der Kirchenthüre,
Da sangen drinnen die Leut'
Von Gott, der die Vöglein nähret
Und den Blumen sorget ihr Kleid.

Ich will vor den Fenstern nun singen,
Dann glaubt wohl der liebe Gott:
Es sei ein hungriges Vöglein,
Und giebt mir ein Kindlein Brod.

Und will zu den blühenden Blumen
Mich legen in's Feld zu Nacht,
Vielleicht daß die Engel vom Himmel
Mir Morgens ein Kleid gebracht.

O weh!

Hinan, hinan die schwanfende Leiter,
Bom Söller winkt ihre weiße Hand,
Es winkt und wehet ihr Haar im Nachtwind,
Es winkt und lockt ihr flüsternd Gewand.

Hinan, hinan, ihr Haar ist so seiden,
Ihr Arm ist so weiß, und so süß ist ihr Mund,
Und die Nacht ist so still, und es schlagen und locken
Die Nachtigallen im Wiefengrund.

Und näher, und näher, ihm glühn die Wangen,
Sein Herz schlägt zum Brechen, hinan, hinan,
Jetzt hat er die letzte Sprosse erklimmen,
O Schauer der Liebe! — Da faßt es ihn an.

Und neben ihm sitzt sein Weib in der Nachmittags'
Und rüttelt ihn keifend an Schulter und Arm:
„Du hast mich zum Bett bald hinausgeworfen,
Was träumst du schon wieder, daß Gott erbarm!

Und hast mir die Tücher vom Leib gerissen,
Ich möchte nur wissen, was wunder es ist,
Was dich im Schlaf so viel muntrex machet,
Als du mit wachenden Augen bist.“

~~~~~

## Nißverstanden.

— — —

Wie sollte ich's wissen, sie sah mich an  
Und ward dabei roth so natürlich  
Und sah so schüchtern zu Boden dann  
Und seufzte dazu so natürlich.

Wie sollte ich wissen, ich armer Jung',  
Daß, weil sie in's Auge mir blickte,  
Sie nur in's Blau der Erinnerung  
Hinaus die Gedanken schickte.

Und daß, weil sie heimlich erröthete,  
Sie heiß und mit brünstigem Flehen  
Im innersten Herzen betete:  
Ich möcht' als ein Traumbild vergehen.

Und Gott woll' gnädig lassen geschehn,  
Daß plötzlich an meiner Stelle  
Der Andre, der Andre möge stehn,  
Ihr heimlicher Herzensgefelle.

~~~~~

Gute Nacht!

Du schließt in deinem Herzen fest,
Da hör'st du mich dran pochen,
An deines Auges Fensterlein
Hast du mit mir gesprochen.

Seitdem, du schöne Nachbarin,
Ich hab' es wohl gesehen,
Thust du gar oft auf stiller Nacht
An deinem Fenster stehen.

Ich aber doch' nicht mehr, mir will
Das Thürestehn nicht frommen,
— Geh ruhig schlafen Nachbarin,
Ich werd' nicht wieder kommen.

Beim Heil'genschrein.

Draußen am Wege beim Heil'genschrein
Da kniet mit Beten und Ringen,
Ein Bettlerweib, derweil auf dem Rain
Sein Kindlein thut hüpfen und springen.

„Mein letztes Krümlein, o Helfer, du,
Das gab ich dem weinenden Knaben,
Nun habe ich Nichts, wenn er hungrig ist,
Und kein Brod mehr bringen die Raben.“

Das Knäblein aber derweilen tanzt
Nach der Mutter klagender Weise,
Und streut die Krümlein, davon sie singt,
Den Vögeln und Mäfern zur Speise.

„Der Regen hat ihm sein Hemdlein durchnäßt,
Und die Hunde mit zornigen Bissen,
Die haben es ihm in der Gasse im Dorf
Am Leibe in Fetzen gerissen.“

Das Knäblein aber steht hinter ihr,
Hat's Hemdlein sich aufgehoben,
Und lacht durch die Löcher den Heil'gen an,
Und äfft und spottet nach oben.

Da mag es wohl sein, daß er zornig ward,
Der Helfer in seinem Schreine;
Denn ohne Trost ging die Bettlerin fort
Und hinter ihr trabte der Kleine.

R e g e n.

Im Wald geht der Sturm und es regnet laut,
Die Haide fröstelt und schauert,
Das Waldmännlein hoßt unterm Farrenkraut
Am Fuß der Tanne gekauert.

Der Heher ruft und die Föhre knarrt,
Es rauscht und strömet der Regen,
Es rinnt und tropft von der Tanne Bart,
Es hüpfet und spielt auf den Wegen.

Es rieselt und plätschert und leise spricht's,
Und im Walde beginnt es zu dunkeln,
Das Männlein kauert und regt sich nicht,
Seine Augen im Dickichte funkeln.

Es sieht das Häslein dicht neben sich
In der Haide zu Lager gehen,
Und den Fuchs, der über die Lichtung schlich,
Windschnüffelnd am Waldrande stehen.

Es spürt, wie das Reh zu ihm niederschaut
Mit regentropfenden Backen,
Sein Athem geht heiß und sein Herz schlägt laut
Und es horcht mit gebogenem Nacken.

Es hört, wie mit rauschendem Flügelschlag
Der Falke sich setzt in's Geäste,
Und die Brut dort oben allgemach
Verstummt im schaukelnden Neste.

Und still ist's geworden im Waldesrund
Und Nacht auf Wegen und Stegen,
In weiter Ferne nur bellt ein Hund,
Und heimlich rieselt der Regen.

Herbst.

Er ist schon öfters dagewesen
In seinem Kleide schneegesäumt
Der graue Herbst, und hat des Sommers
Befränzte Tische abgeräumt.

So oft er aber wiederkommt
Und streut die Blätter auf den Weg,
Und kehrt mit seinem Sturmesbesen
Die Wiese und das Waldgeheg.

Und hoch, in lautlosen Geschwadern,
Der Leichenzug des Sommers, ziehn
Die Wandervögel ob den Landen
Am lichtverwaisten Himmel hin;

Ein heimlich Bangen immer wieder
Beschleicht das Herz uns unbewußt,
Als steh' die Hand, die draußen plündert
Sich tastend auch in unsre Brust.

Und es gemahnt uns immer wieder,
Daß wir am Wege rastend nur
Nachzügler sind im Heer des Todes,
Das Gott dahersührt durch die Flur.

Im Burghof.

Steht ein blonder Knab' im Burghof,
Hält am Zaun ein Rößlein schlank,
Steigt so hoch und stolz das Rößlein,
Schaut der Knab' so blaß und krank.

Rößlein, Rößlein, weißes Rößlein,
Wenn sie jezo niedersteigt,
O, ich weiß, wenn von uns Beiden
Sich ihr holdes Antlitz neigt.

Und dann halt' ich ihr den Bügel,
Und es glüht mein Angesicht,
Und sie streichelt deinen Nacken
— Meine Hand berührt sie nicht.

Weißes Kößlein, weißes Kößlein,
Hab' dich treulich doch gepflegt,
Hab' genährt dich und gewartet,
Hab' bewacht dich und gehegt;

Wenn sie wieder mit dir spielt
Schau' nur einmal nach mir hin,
Daß ihr Aug', dem deinen folgend,
Sieht wie blaß und krank ich bin.

Hochzeitsgespenst.

„Zurück von des Saales Schwelle!
Wer ließ den Knaben herein?
Was willst du, bleicher Gefelle,
Im Schwerte beim Hochzeitsreihn?

Wie hast du trotz'ge Gebärde,
Wie blickst du finster und grimm,
Wie funkeln gleich deinem Schwerte
Die wilden Augen dir schlimm?

„Wer bist du, verwegener Räuber?
Er sinnt ein Arges!“ Und laut
Im Saal aufkreischen die Weiber,
Und blaß wird plötzlich die Braut.

Und in der schimmernden Halle,
Das bloße Schwert in der Faust,
Steht plötzlich der bleiche Gefelle
Schwerathmend, vom Kampfe zerzaust.

Er steht, die Waffen in Händen,
Sein Aug' hat seltsamen Glanz,
Es thut sich nimmer verwenden
Von dem Mägdlein im Hochzeitskranz.

Sie werfen die Tische zur Erde,
Sie fallen ihn grimmig an,
Er steht mit müßigem Schwerte
Und siehet das Mägdlein an.

Er wankt und sinket getroffen
Und liegt auf dem blutigen Plan
Die todt'nen Augen weit offen,
Und siehet das Mägdlein an.

~~~~~

## Der Burgherr.

Das haben die hörigen Sassen gethan:  
Auf der Zwingburg krähet der rothe Hahn!  
Lautklirrende Waffen auf Brücke und Wall,  
Und schallende Stimmen in Hof und Hall!

Und in der Hand gebrochen das Schwert  
Bluttriefend steht der Burgherr am Heerd,  
Und grimmer Gesichter ein Kreis umher,  
Und drohende Fäuste mit Art und Speer.

„Jetzt sollst du büßen mit deinem Blut,  
Was du gezehntet von unsrem Gut,  
Was du geritten mit Mann und Mähr  
Durch unsre Felder im Land umher.

Du hast uns gethan nach deinem Gelüst  
Und hast uns geknechtet zu jeder Frist,  
Und weil wir darben, da hast du gezechet,  
Jetzt, stolzer Räuber, steh' uns zu Recht.“

Und höhnisch wandern im Kreise umher  
Des Ritters Augen von Speer zu Speer,  
Und in der Hand den blutigen Rnauf,  
Er richtet taumelnd am Heerd sich auf.

„Ihr habt friedbrüchig mit Feuer und Schwert  
Geschädigt mein Gut, meine Burg verheert,  
Ihr schlugt mich selber zum Tode wund,  
Und seid des Henkers von dieser Stund’.

Doch weil zu Rechte ihr heißt mich stehn  
Und wollt mich richten nach meinem Vergehn,  
So will ich sterbend euch willig sein,  
Drum haltet Friede und höret fein.

Ich bin geritten mit Mann und Mähr  
Durch Saat und Acker im Land umher,  
Weil eure Sippe im Feld zerstob,  
Wenn unter dem Thore mein Kößlein schnob.

Ich hab’ euch gebüßt, ich hab’ es nicht Feh!,  
An Habe und Gut für geringe Feh!,  
Weil ihr, wie Hündlein, die Hand geleckt,  
Die euch im Grimm zu Boden gestreckt.

Und jetzt, verblutend und todeswund,  
Ich biete euch Trost mit höhnendem Mund,  
Und werf euch mein’ Waffen in’s Angesicht,  
Und sterb’, und mein Leben gereut mich nicht.“

Und wie er niedergesunken am Heerd,  
Sie fallen auf ihn mit Kolbe und Schwert,  
Und schlagen und thum sich nimmer genug,  
Und toben und schreien und sind nicht klug.

Und als zuletzt verlobert im Wind  
Das Schloß sammt Ritter und Burggesind’  
Und heinnwärts sich die Plünderer gewandt  
Sie sprachen im Gehen untereinander:

„War doch ein echt und ritterlich Blut,  
Stand aufrecht da und wehrte sich gut,  
Hat uns die Wämser tüchtig zerlegt  
Und wacker geschimpfet uns auf die Lezt.“



## Gotteslamm.

Sie sagten dir: die Welt sei schlimm,  
Voll Arg und List zumal,  
Du aber sei'st ein Gotteslamm,  
Berührt im Erdenthal.

Sie fangen's dir den Tag entlang,  
Und fangen's dir zu Nacht,  
Nun glaubst du's selbst, du armes Kind,  
Und das sei Gott geklagt.

Du gehst umher, den Blick gesenkt,  
Als sei die Welt nicht rein,  
Zu ruhn mit deinem Aug' darauf,  
Und blickst in dich hinein,

Und wärst entschwebt zum Himmel längst  
Aus Sterblichkeit und Sünd',  
Wenn's nicht so süß wär, besser sein  
Als alle Andre find.

## Deht bin ich böf!

Daß du es weißt, jeht bin ich böf,  
Nun bitt', so viel du magst,  
Ich halte mir die Augen zu  
Und hör' nicht, was du sagst!

Und wenn ich durch die Finger schiel',  
Bild' dir darum nichts ein,  
Ich kann vor Thränen doch nichts sehn,  
Du brauchst dich nicht zu freu'n.

Und wenn ich lachen muß am End',  
So geht es dich nichts an,  
Und in der Seele hass' ich dich,  
Du böfer, böfer Mann.

## Sag', was du willst.

Sag', was du willst, versuch' an mir,  
Was Liebe tragen kann,  
Thu' deinen bösen Willen dir,  
Doch sieh mich wieder an!

Mir ist, wenn sich dein treuer Blick  
Nicht mehr zu mir gesellt,  
Es sei gestorben Freud' und Glück  
Und dunkel sei die Welt.

Und wie ein Kindlein bei der Nacht  
Die Mutter am Gewand  
Still rührt, bis sie davon erwacht  
Und küßt ihm ihre Hand?

Mit fleh'nden Augen folg' ich dir,  
Und blick' zu dir hinan,  
— Sag' was du willst, sei hart mit mir,  
Doch sieh mich wieder an!

## Blumenlager.

Ich habe mich, müde vom Sorgen und Wandern,  
Zum Frühling auf's blühende Lager gestreck't,  
Und unter das Haupt einen Traum mir genommen,  
Und mit dem Himmel mich zugedeckt.

Es klettern die Berse mit tanzenden Füßen  
Wie spielende Elfen an mir empor,  
Und läutende Glöcklein der zieh'nden Gedanken  
Umflingeln die Reime mein lauschendes Ohr.

O, so zu entschlafen der Arbeit des Lebens,  
Geschmiegt um des Frühlings still blühend Gesicht,  
Und aufzuwachen im Himmel dort oben,  
In Gottes allewigem Morgenlicht!

## Unvergessen.

Wem der Kampf, der ringende, gelungen  
Und er hat in seiner Brust bezwungen  
Einen alten langgenährten Schmerz;  
O, wie häuft er wild des Lebens Freuden,  
Und wie eilig thürmt er neue Leiden  
Gräberhoch auf sein gebändigt Herz.

Und dann wird es still. Und um die Waage  
Seines Lebens sammeln sich die Tage,  
Und ein jeder wirft ein Körnlein Staub  
Auf das blasser Bild vergang'ner Zeiten,  
Bis sich Schattendunkel drüber breiten  
Und die Nacht begräbt dann ihren Raub.

Und dann treibt einmal im Lauf der Tage  
Ein verschollener Laut der alten Klage  
Einsam an's Gedächtniß und das Ohr  
Nimmt ihn grübelnd still mit sich nach innen,  
Und das Herz beginnt sich zu besinnen,  
Und es sucht und sinnt, was es verlor.

Plötzlich schluchzend da aus seinem Schlummer  
Fährt er auf der todtgegläubte Nummer  
Und sie lebt, sie lebt, die alte Pein!  
Was das Menschenherz mit Thränen tränket  
Wird im Strom des Lebens nicht versenket,  
Und Vergessen ist im Tod allein.



## Dunkle Nacht.

Tiefe Nacht! Kein Laut im Dunkel,  
Keine Stimme weit und breit,  
Schlafversunkne, traumverlorne,  
Grabesstille Einsamkeit!

Nur ein einsam Lichtlein zittert  
Weitverloren in der Fern',  
Wie ein fröstelnder, im Schlafe  
Gottes Schooß entfallner Stern.

## Wetter.

Ein Schnauben und ein Heulen,  
Ein Brausen und ein Weh'n,  
Ein Wolkenflügelschlagen,  
Ein Sturmesathemgehn!

Und über die Haide jagt sich's  
Und leucht und kreischet darein,  
Als schlugen sich Geister im Sturme  
Um der todten Erde Webein.

Ich seh' einen einsamen Vogel,  
Er treibt auf dem Wetter umher,  
Wie ein verschlag'nes Schifflein  
Auf dunkel wogendem Meer.

Er kann die Straße nicht finden,  
Die seine Brüder schon lang'  
Mit wandernden Flügeln gezogen  
Die herbstlichen Fluren entlang.

Er kreist und kämpft und flattert,  
Verloren im Sturmeswehn,  
Und ist in den Wolken verschwunden,  
Man kann ihn nicht mehr sehn.

### Kummer.

Ich schleich' mit kummerstillen Schritten  
Umher und hilt' mein krankes Herz,  
Wie ein im Weh entschlafen Kindlein,  
Und ringe still mit meinem Schmerz.

Und wenn mich wer erbarmend ansieht,  
Dann schwillt die Brust mir thränenvoll,  
Ich schau' ihn an mit scheuen Augen  
Und weiß nicht, ob ich's wagen soll.

Und möchte plötzlich, laut aufschluchzend,  
Mit aller meiner Qual und Sünd'  
An seine Brust mich klagend werfen,  
Wie ein verstoß'nes, armes Kind.

## Himmelsferne.

Wie seltsam blickt das Menschenauge,  
Wenn es vom Lebensweg empor  
Sich hob, und in die blaue Ferne  
Des Himmels träumend sich verlor!

So blickt der Pilger vom Gestade  
Der Fremde träumend über's Meer,  
Auf dem er einstens seinen Heimweg  
Wird ziehn auf Nimmerwiederkehr.

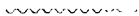
## Das unbekannte Lied.

Ich saß schon oftmals in der Stille nieder  
Nachsinnend einem räthselhaften Lied,  
Das leise und heimlich, flüsternd immer wieder  
In Lust und Weh durch meine Seele zieht.  
Doch wie ich saum und träumte lange Stunden  
Und wog das Wort im Geiste hin und her,  
Ich konnt' den Sinn des Liedes nie erkunden  
Und Ton und Weise traf ich nimmermehr.

Und oftmals hab' ich's in die Nacht getragen,  
Und rief die Schläfer in der Wildniß wach,  
Und ließ den Sturm die Flügel um mich schlagen,  
Und sprach des Wetters wilde Worte nach.  
Doch wie ein Glockenläuten immer wieder,  
Das heimathher, erinnerungsmächtig zieht,  
Auf Sturm und Wetter treibend immer wieder  
Umschwebte mich das räthselhafte Lied.

Ist's eine Stimme zukunftsferner Tage,  
Ist es ein Wehruf der Vergangenheit,  
Ist's eines nah'nden Kammers leise Klage,  
Ist es ein Jubellaut aus alter Zeit?  
Ist es mein Glück, das, nie zum Licht geboren,  
Vor meines Lebens Thür vergessen singt,  
Ist es der Engel, den ich einst verloren,  
Der rufend über meinen Weg sich schwingt?

Ich weiß es wohl, ich werd' es niemals finden  
Dies dunkle Lied, halb Seufzer, halb Gebet,  
Kein Wort erreicht's, kein Reim vermag's zu binden,  
Und keinem Maß der Silben ist es stät.  
Ein ewig Räthsel wird es mich umschweben,  
Ein heimlich Glück, ein unverstandner Schmerz,  
Bis Gott es reimen wird zu seinen Zeiten:  
Es ist mein eignes dunkles Menschenherz.



## Das Wiegenkind der Schöpfung.

Die Nacht sitzt auf dem Himmelshügel,  
Und eingefungen, eingewiegt,  
Gefauert unter ihrem Flügel  
Im Schlaf die müde Erde liegt.

Sie liegt, des goldnen Lichts entkleidet,  
Nackt wie sie trieb an's Weltenland,  
Da Gott zuerst auf sie gebreitet  
Sein sternesimmerndes Gewand.

Sie liegt, am Herzen ihre Blumen,  
Und schläft, der Schöpfung Wiegenkind,  
Und hört im Traum das Nachtweib summen,  
Und Gottes Engel singen lind.



## Das sterbende Kind.

Am Bettlein des Kindes, des sterbenskranken,  
Auf Knien entschlafen die Mutter liegt,  
Sie hat gewacht und geweint und gebetet,  
Bis Thränen und Schlaf ihre Augen besiegt.

Doch während sie schläft mit den müden Augen,  
Da wacht ihre Seele und kreist im Traum,  
Von der Lippe, der betenden, aufgeslogen,  
Ob ihrem Kinde im Himmelsraum.

Im Licht um sie her aber ziehn und kreisen  
Mit stillen Flügeln viel Englein,  
Und schauen hinab in die Erdennacht unten,  
Und fliegen im Himmel aus und ein.

Und wenn sie lautlos vorüberschweben,  
Dann dünkt's der Mutter, sie seh'n sie an  
Mit still erbarmenten Augen und winkten  
Ihr zu mit traurigem Lächeln dann.

Da wird ihr plötzlich so heimlich bange  
Dort oben auf ihrer einsamen Wacht,  
Sie ruft im Traum ihres Kindes Namen  
Und fährt empor — ist schluchzend erwacht.

Und beugt sich über das stille Bettlein  
Und faßt ihr lautloses Kindlein an,  
— Die Englein waren schon dagewesen  
Und hatten Gottes Arbeit gethan.



## Die Blume der Einsamkeit.

---

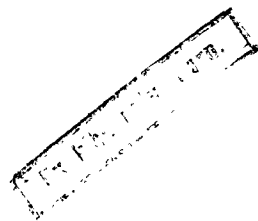
Im tiefen, tiefen Walde,  
Wo die Kneblein heimlich gehn,  
Und leif' mitsammen redend  
Verschollne Bäume stehn,

Da blüht ein einsam Blümlein,  
Davon weiß Niemand nicht,  
Als wie der Strahl vom Himmel,  
Der durch die Zweige bricht.

Doch wen ein Leid bedrücktet,  
Und wer da weint zu Nacht,  
Der wandre in die Wildniß  
Und hab' des Weg's nicht Acht,

Und wo der Wald am tiefsten  
Da falt' die Händ' er tren,  
Und schlag' die Augen nieder  
Und denk' an Gott dabei.

Dann wird sie ihm erblühen  
Die Waldeseinsamkeit;  
Und wird er heimwärts ziehen  
Hat sich gewandt sein Leid.



## Der Mönch.

Oben auf der Felsenzinne  
Schimmernd steht das Nitterschloß,  
Bub' und Knapp' im Burghof reiten  
Wild und jubelnd hoch zu Roß.  
Unten düster in der Tiefe  
Liegt das Kloster, einsam stehn  
Stille Mönchlein an den Fenstern  
Und im Garten stumm sie gehn.

Mit dem Pfeil wohl mag man reichen  
Von der Burg hinab in's Thal,  
Und man hört vom Söller oben  
Unten tönen den Choral:  
Doch kein Winken geht hinüber,  
Und kein Gruß, den man sich bot,  
Denn dort oben jauchzt das Leben,  
Und dort unten seufzt der Tod. —

Flog ein Vöglein aus dem Zweige,  
Der am Burghor leis' sich regt?  
War's ein spielend Käglein draußen,  
Das des Gatters Strang bewegt?  
Leise knirscht das Felsgerölle,  
Und es weicht das Laub zurück,  
Und ein Mönchlein schaut verstohlen  
In den Hof mit spä'hndem Blick.

Wie sie jubeln, wie sie reiten,  
Wie das Roß sich bäumt und stöhnt,  
Wie die Speere saufend gehen,  
Wie die Bogensehne tönt!  
Und der stille Lauscher draußen  
Seufzt und prüfet seinen Arm,  
Und es rinnt ein heimlich Thränlein  
In den Bart ihm nieder warm.

Und es wandern seine Blicke  
Weiter an der Burg entlang,  
An den Söllern, an den Erfern,  
An den Zinnen sonnenblank.

An den hohen Bogenfenstern —  
Da, was ist's, das ihn erfaßt?  
Tastend und mit irren Händen  
Sucht sein Kränzlein er in Hast.

Dort am Fenster, wo der Ephen  
Rankend klimmt am Mau'rgestein  
Und am Sims das Vöglein locket,  
Steht des Ritters Tochterlein;  
Gold und lieblich, wie die Jungfrau'n  
Der Legende, heimlich schön,  
Wie der Stinde stille Bilder,  
Die zu Nacht durch's Kloster gehn.

Und das Kränzlein wandert, wandert  
Kreisend durch des Mönches Hand,  
Und sein Auge schaut zum Fenster  
Heißen Blickes unverwandt.  
Heißen, sehnsuchtswilden Blickes,  
Und das Rosenkränzlein bricht,  
Seine Perlen rollen nieder  
Und der Vetter merkt es nicht.

Horch! da schallt die Klosterglecke  
Aus der Tiefe, und am Thor  
Krauscht es wie von eil'gen Schritten,  
Und das Mägdlein blickt empor.  
Flog ein Vöglein aus dem Zweige,  
Der sich an der Mauer regt.  
War's ein spielend Käglein draußen,  
Das des Gatters Strang bewegt?



## Der nächtliche Ritt.

Der Mond steht am Himmel, von Sternlein blüht  
Die Nacht über Feldern und Matten,  
Ein einsamer Reiter die Straße zieht  
Selbender mit seinem Schatten.

Muß wohl ein vieltreues Gedenken sein,  
Was ihm den Sinn hat gefangen,  
Daß aus den Händen müßig zum Rain  
Die Zügel ihm niederhangen,

Muß wohl ein vielliebtes Erinnern sein,  
Was vor der Seele ihm stehet,  
Daß er nicht Acht hat, wie querselbein  
Sein irrendes Kößlein gehet.

Und rings umher ist so lautlos die Nacht  
Und so einsam verschollen die Stunde,  
Am Walde die Schatten nur regen sich sacht,  
Und die Lichter spielen im Grunde.

Da zuckt das Kößlein und bäumt hoch auf,  
Der Schaum floßt roth ihm vom Bügel,  
Sein träumender Reiter im Sattel fuhr auf,  
Laut klingen Sporen und Bügel.

Sein Herz, sein Herz hat ihm was gesagt,  
Da er träumte, vom Wege verloren,  
Von süßen Bildern umgaukelt sacht,  
Es tropft das Blut von den Sporen.

Sein Herz, sein Herz hat ihm was gesagt,  
Vom Hufschlag dröhnen die Wege,  
Im Feld das Häßlein entsetzt erwacht,  
Es peitschen die Zweig' im Gehege.

Es sausen vorüber im Mondenschein  
Der Wald und die schimmernde Haide,  
Es sausen vorüber Gestrüpp und Gestein  
Und Hecke und Wegescheide.

Da stieben die Funken, der Thorweg hallt,  
Die Flur klirrt unter den Hufen,  
Und 's Kößlein schnaubt laut auf und es schallt  
Des Reiters Schritt auf den Stufen.

Und ein Pichtlein wandert im Hauf' in Hast  
Und fladert im Niedersteigen,  
Und die Thür thut sich auf vor dem nächtlichen Gast,  
Und ein Schweigen, ein schreckliches Schweigen!

Ein schreckliches Schweigen, entsetzenslang,  
Und ein Schluchzen hinter den Stufen:  
„Wo war't ihr so lange, wo war't ihr so lang',  
Sie hat euch im Sterben gerufen!“

## Der Schmied.

Der Ambos klingt, die Funken sprüh'n,  
Wer hieß, wer hieß ihn wandern?  
Als er zurück kam hatte sie  
Genommen schon den Andern.

Er schlägt so stark, er schweißst so fest, —  
Sie küßte ihn beim Scheiden,  
Und gab ihm Herz und Wort dazu,  
Und wandt' sich dann von Beiden.

Er schlägt so stark, er schweißst so fest, —  
Er war ihr treu geblieben,  
Und aus der Fremde hatte ihn  
Die Sehnsucht heimgetrieben.

Er schlägt und hämmert immer zu,  
Sein Aug' von Thränen nachtet,  
Er schlägt auf's schwarze Eisen fort,  
— Vergessen und verachtet!

O Schmied, o Schmied, und wußt'st du nicht,  
Wie schwer die Lieb' zu tragen:  
Sein Eisen muß man allemal  
So lang' es heiß ist schlagen.

~~~~~

Was mag es sein?

Was mag es sein, daß am stillen Gestade
Des Lebens es manchmal taumelnd wild
Wie eine Woge des Jubels landet,
Wie eine Sturmfluth der Hoffnung schwillt?

Dann weht's vom offenen Himmel zu Lande
Und sel'ge Stimmen ziehen daher,
Und tolle Wünsche des Herzens leben
Und wache Träume wandeln umher.

Es ist als hätte ein himmlisch Märchen
Beschritten plötzlich des Daseins Höhn,
Und alle Quellen der Erde fließen,
Und alle Pulse des Lebens gehn!

~~~~~

## Sonntagmorgen.

Ich weiß, es war ein Sonntagmorgen,  
In Sabbathstille, menschenleer  
Lag Feld und Weg und Gottes Frieden  
War auf den Landen weit umher.

Nur in den Lüften sang die Lerche,  
Und aus des Thales Tiefe klang  
Von den Gehöften morgenkündend  
Der Hähne rufender Gesang.

Dort lag ein Dörflein sonnenstille  
Im blüh'nden Grunde, langsam stieg  
Der blaue Rauch zum Morgenhimmel;  
Doch Flur und Gasse unten schwieg.

Die Thürlein standen festverschlossen,  
Und lautlos trieb das Licht sein Spiel  
Auf Schwell' und Fensterlein und Giebel,  
Und aller Orten war es still.

So schlummerstill, so friedensfelig,  
So sonntagheilig, und ich stand  
Und schaute nieder und mir war es:  
Ein Engel hielt mich bei der Hand.

Ich hab' seitdem des Dörfleins Namen  
Vergessen und entsinn' mich kaum,  
Wie sie das fremde Land mir nannten,  
Und Alles ist mir wie ein Traum.

Doch manchmal, wenn ich einsam trauernd  
Auf meines Lebens Brandstätt' schau',  
Dann steht es plötzlich wieder vor mir  
Das stille Dörflein auf der Au',

Und mich erfaßt es wie ein Mahnen,  
Daß ich das ferngesuchte Glück,  
Dem meine Fahrt gegolten, schlafend  
Gelassen dort im Grund zurück.

## Gedankenucht.

O, lieber die Vögel am Himmel hüten,  
Und lieber das irrende Wild im Geheg,  
Als wie die eignen Gedanken führen  
In Zucht und Ordnung auf Gottes Weg.

So liebt kein Lamm die verbotene Weide,  
So liebt kein spielendes Kind die Gefahr,  
Als wie vom Wege des Heiles schweisend  
Die sündenfrohe Gedankenchaar.

Wohl bangt die arme Seele und mahnet  
Mit manchem frommen Spruche und Wort,  
Sie mahnt vergeblich — sie haben Flügel  
Die Kinder Gottes und schweifen fort.

Sie muß den Namen des Vaters nennen  
Die arme Mutter, sonst wird's nicht gut,  
Dann werden sie wohl ein Weilschen stille  
Und horchen, ob er nicht kommen thut.



## Rückblick.

Wer, dessen Pfad des Lebens Mittagshöhen  
Erklommen, wandte träumend nicht den Blick  
Thalwärts hinab, um hinter sich zu sehen  
In seiner Jugend blüh'nden Grund zurück.

Und wenn in längst verscholl'ner Zauberschöne  
Das Märchen seiner Kindheit vor ihm stand,  
Wer ist's, wer ist's, dem eine bittre Thräne  
Sich unbewußt dann nicht in's Auge fand?

O, es sind böse, es sind böse Stunden,  
Wenn sich das Herz dann einsam überhört,  
Und sich gealtert, sündenflug gefunden,  
Den Stimmen taub, die es einst süß bethört,

Wenn es ein Fremdling steht im Bilderlaale,  
In dem es seiner Kindheit Spiele ließ,  
Ein flücht'ger Rain mit dem Sündenmaale  
In ödem, gottverlass'nem Paradies.



## Menschenwissen.

---

In hundert Zungen redend, völkerwimmelnd,  
Aus aller Ferne unterm Himmelsblau  
Geschaart im Feld des Wissens kreist die Menschheit,  
Und thürmet murmelnd einen Babelbau.

Schon hat das Werk die Berge übergipfelt,  
Es ragt weitschauend über Meer und Land,  
Und wolkenhoch, des Himmels ew'gen Sternen  
Ist seine Riesenstirne zugewandt.

Wer unten mit des Jünglings Schritten aufklimmt,  
Und seinen Werkstein zu dem Baue trägt,  
Sein Haar wird weiß, bis er am Zinnenfranze,  
Die Arbeit seines Lebens niederlegt.

Und steht er oben dann, der müde Fröhner,  
Und schaut von der erklimm'ten Warte aus,  
Noch immer wölbt sich über seinen Blicken  
Der Endlichkeit verschwieg'nes blaues Haus.

Noch immer stehn die Marksteine der Sterne,  
Wo er von unten einst erblicket sie,  
Er wird das Land des Wissens nie betreten,  
Und stirbt wie der Prophet des Sinai.

---

## Verblühter Lenz.

---

Wenn ich ihn draußen wieder hör'  
Den Frühlingshimmel klingen,  
Und Bien' und Falter ziehn umher  
Und alle Wasser singen,

Und alles sprießt und alles webt  
Im grünen Haag der Erden,  
Und alles jauchzt und alles lebt:  
Ich mag nicht fröhlich werden.

Mir tritt's dann vor die Seele hin  
Im Bild vergang'ner Tage,  
Wie ich als Kind gestanden bin  
Im blüh'nden Frühlingshaage.

Wie fangen sie und rißen mich  
Die Vöglein da vom Himmel,  
Wie drängte grüßend sich um mich  
Der Blumen bunt Gewimmel!

Und Bien' und Falter sah'n mich an,  
Als wollten sie mich laden:  
Zu ziehn mit ihnen himmelan  
Auf ihren Sonnenpfaden.

Ich weiß nicht, was seitdem die Flur,  
Die blüh'nde, mir verdorben,  
Mir ist, es sei in der Natur  
Von eh'mals was gestorben,

Ich fühl' darüber hin und her,  
Und bin doch klug geworden,  
Und kann das Kind nicht werden mehr,  
Aus dem ich Mann geworden.

~~~~~

Ich hab' nach dir gerufen.

Ich hab' um dich gebetet
Aus tiefem Jammer und Weh,
Ich hab' nach dir gerufen
Laut von des Liebes Höh',

Ich hab' nach deinem Fußtritt
Gespäht im Sand der Welt,
Horchend auf deine Stimme
Durchirrt' ich des Lebens Feld,

Und heimlich bei meinen Sünden
In meines Herzens Schrein,
Da hielt ich zukunfstahnd
Ein Plätzchen für dich rein.

~~~~~

## F u r ü c k.

O, ich will rückwärts wandern in die Jahre  
Der Kindheit, laßt mich, eure Augen sehn  
Mich feindlich an und eure Worte drohen,  
Ich fürchte mich und will nicht weiter gehn!

Ich will zurück den Weg, den ich gekommen,  
Und will mich wieder niederkauern still  
Auf meines Lebens schattenstillen Schwelle,  
Zu meiner Kindertage frommem Spiel.

Und will mein Auge träumend wieder richten  
Auf's uferlose Meer der Zeit hinaus,  
Und seinem fernen Wogengange lauschen  
Nachsinnend still in meinem Wiegenhaus.

~~~~~


Die gute Schwester.

Es wollt' nur hineinsieh'n, da fiel er vom Tisch
Der Napf und zerbrach auf den Dielen,
Nun muß es still sitzen das arme Kind
Und darf nicht laufen, nicht spielen.

Der Vater ist böse und spricht kein Wort
Und die Mutter sammelt die Scherben,
Und wenn nicht die große Schwester wär',
So möcht' es am liebsten sterben.

Die ist so gut und küßet den Sohn
Des Nachbarn hinter dem Spinde,
Und bittet, er möge nicht böse sein
Dem armen, zitternden Kinde.

Schattenspiel.

Es steht ein Schatten im Mondenschein
An des Nachbarn Gartenmau'r drüben,
Der macht dem Hans viel Gedankenpein,
Er lauscht und kligelt von hüben.

Erst ist's ein Schatten und dann sind's zwei,
Und der eine, das kann er beschwören,
Das ist seine Liebste von nebenbei,
Doch wein mag der andre gehören?

Und wenn es der lange Heinrich wär',
Wie kommt es, das sage ihm Einer,
Bald gehen die Schatten zu zwei umher,
Und dann ist's wieder nur einer.

Dem Hänslein ist gar seltsam zu Sinn
Bei dem Spiel an der Mauer dort drüben,
— Wenn zwei in einem Schatten stehn,
Was ist dann dazwischen geblieben?

Wie es kommt.

Ach liebe Mutter, ich kann nichts dafür,
Und gewiß, er ist schuldlos nicht minder,
Wir haben, ach glaub' es, nichts Böses im Sinn
Wir armen, harmlosen Kinder.

Er sieht mich an, und da ist doch kein Arg
Und dann schlag' ich die Augen nieder,
Und über ein Weilschen ganz heimlich nur
Erheb' ich vom Boden sie wieder.

Dann hat er vergessen hinwegzusehn
Und ich konnt' es doch wirklich nicht wissen,
Und siehst du Mutter, so kommt es zuletzt,
Daß wir immer uns ansehen müssen.

Das Ende davon.

• Es war eine Zeit, da liebten sie sich,
Und sie liebten sich über die Maassen,
Sie herzten und hegten und pflegten sich
Und konnten einander nicht lassen.

Und als es nun gar zum Scheiden kam,
Da meinten sie schier zu verderben,
Und händeringend gelobten sie sich:
In aller Kürze zu sterben.

Nach langen Jahren aber einmal
Da trafen sich wieder die Beiden,
Sie lebten, zu läugnen war es nicht,
Trotz allen geschworenen Eiden.

Sie sahen sich an so höhnisch und kalt,
Und thaten sich bitterlich hasßen,
Sie konnten's einander nimmer verzeihn,
Daß die Liebe sie leben gelassen.

Am Friedhofsthor.

Am Thor des Friedhofs da hängt ein Kränzlein
Verwelkt von Sonne und sturmgeknielt,
Der Eigener aber liegt unten im Grabe
In Gottes Ewigkeit eingenickt.

Sie haben ihn Alle schon lang' vergessen,
Die ihn vom Dörflein herübergebracht,
Sie haben gefröhnt und ihr Brod gegessen
Und haben des Todten nicht mehr gedacht.

Ein Mütterlein nur steht manchmal von ferne
Und schirmt sich mit zitternder Hand das Licht
Vom Auge und schaut am Stab herüber,
Die Thränen laufen ihm über's Gesicht.

~~~~~

## Mit bloßen Füßen.

Mit bloßen Füßen, mit baarem Haupt,  
O, Jubel in Regen und Wind!  
Der Sturm zerzaust dem Büblein das Haar,  
Der Regen vom Antlitze ihm rinnt.

Mit bloßen Füßen, mit baarem Haupt,  
Wie die Blätter wirbelnd sich drehn,  
Wie die Tröpflein hüpfen und fröhlich sind,  
Wie die Zweige peitschen und wehn.

Mit bloßen Füßen, mit baarem Haupt,  
Und der Wind auf der Haide so kalt,  
Und der Greis am Stabe so wandernd müd',  
So schwach und gebrechlich und alt!

Mit bloßen Füßen, mit baarem Haupt,  
Der Regen peitscht sein Gesicht,  
Der Wind zaust lachend sein graues Haar  
— Hui, Büblein, was jubelst du nicht?

## Winternacht.

Es rauschet herauf durch die Winternacht,  
Die Tannen ätzen und wogen,  
Es kommen viel weiße Flocken im Sturm  
Waldeinwärts wirbelnd gezogen.

Sie kommen wie Wandervögelin von fern  
Aus der Mitternacht starrendem Eise,  
Und setzen sich still in des Waldes Gezweig,  
Und lassen zur Erde sich leise.

Sie nisten sich rings in's fröstelnde Moos,  
Und kauern sich still in die Bäume,  
Und schlüpfen zusammen und hocken still  
Durch des Waldes dämmernde Räume.

Da kommt's gegangen den Hohlweg herauf  
Mit mühsam wanderndem Schritte  
Und tritt in die Lichtung, ein Fröhner ist's,  
Rehrt heim von der Arbeit zur Hütte.

Sein Fuß ist müde, der Tag war lang,  
Die Arbeit lag schwer in der Trage.  
Er hat sie getragen für Weib und Kind  
Mit doppelt und dreifacher Plage.

Sein Fuß ist müde, sein Herz ist schwer,  
Sie werden die Hände ihm fassen  
Und werden suchen nach Brod, nach Brod —  
Und Gott hat die Armen verlassen.

Da rauscht's herauf durch den einsamen Wald,  
Und rings aus den Bäumen im Kreise  
Und aus der Haide erheben umher  
Die weißen Flocken sich leise.

Und kommen wie Todtenvögelchen still  
Mit lautlosem, leisem Gefieder,  
Und lassen auf Arme und Schulter und Brust  
Und Antlitz des Wandrers sich nieder.

Und schwärmen und kreisen und wirbeln um ihn  
Und dem Fröhner dünkt es als sängen  
Sie heimliche Lieder ihm leise in's Ohr  
Mit fremden, zaubrischen Klängen.

Es rauschet im Walde so sanft, so lind,  
Wie Rauschen der himmlischen Palmen  
Und tönt in den Lüften, wie Cygelsang,  
Wie fernher schallende Psalmen:

Er ist nicht müde, ihn friert nicht mehr,  
Er steht am Stabe gebogen,  
Das Haupt gesenkt und ein seliger Traum  
Ist über sein Herze gezogen.

Er ist nicht müde, er friert nicht mehr,  
Ob die weißen Flocken auch kommen,  
Sein Herz ist stille geworden; denn Gott  
Hat den Bettler zu sich genommen.



## Kindheitsstraum.

O selig rauschende Stille im Herzen,  
O Lächeln, das über das Antlitz geht,  
Wenn vor der Seele der Traum der Kindheit,  
Der längstvergessene, wieder steht.

O selig, heimathselig Erwachen  
Aus schwerem Schlase, aus bangem Traum,  
Aus dunkler, stürmender Nacht des Lebens  
In seiner Wiege heimlichem Raum.

Da steht noch Alles, der Tisch, das Stühlchen,  
Das alte Spielzeug, so wohlbekannt,  
Das Fenster mit seinen tanzenden Fliegen,  
Der spielende Sonnenstrahl an der Wand.

Die Uhr in der Ecke, die alte Wanduhr,  
Sie geht noch immer, das Heindchen zirpt  
Und 's Mäuslein nagt und horcht dazwischen,  
Doch Niemand kümmert's, was es verdirbt.

Und in dem alten verschollenen Hause  
Da öffnen die Thüren sich leise und sacht  
Und auf die Schwellen da tritt die Erinner'ung,  
Die dort vergessen und einsam gewacht.

Die alten Freuden, die alten Thränen,  
Die Hänslein all', die die Hoffnung gebaut,  
Die heißen, niemals erfüllten Wünsche,  
Dem Himmel sehnend in's Ohr vertraut.

Und wilde Träume hinaus in's Leben  
Vom Märchen Abends an's Bett gebracht,  
Und einsam dämmernde, ferne Gedanken,  
Wie Lichtlein über die Haide bei Nacht.

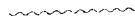
Und wieder flüstern die alten Schritte  
Im Hause, die Thüren gehn auf und zu  
Und Stimmen, die längst im Grabe verhallten,  
Sie rufen wieder einander zu.

Im Kämmerlein summet die alte Weise,  
Das Spinnrad schnurrt und von draußen her  
Da tönen die Schläge der Art im Hofe,  
Und grollend wandert der Haushund umher.

Und plötzlich, plötzlich, o wildes Schluchzen,  
Das sich im Grunde des Herzens regt,  
Da tönen sie wieder die Heimathglocken  
Von unsichtbaren Händen bewegt.

Die Glocken des alten Kinder Gottes,  
Dem du die Treue gebrochen hast,  
Die Glocken der Todten, die du vergessen  
In deines Lebens taumelnder Hast.

Die Glocken des eignen frommen Herzens,  
Das du zum Markte der Sünde trugst,  
Und im Gedränge der Welt verloren,  
Jetzt auf den Wegen der Kindheit suchst.



## Nach dem Regen.

---

Der Regen rauscht nicht mehr, es donnert  
In weiter Ferne, hörbar kaum,  
Des Wetters Wolfensegel flattert  
Zerrissen durch den Himmelsraum.

Und Alles schweigt noch ängstlich horchend,  
Ein nasses Vöglein zwitschert leise  
Im Busche auf, und schweigt dann wieder,  
Es tropft von Blatt und Blütenreis.

---

## Wolfenreiter.

---

Es schwankt das Ried, es rauscht der Wald,  
Der Sturm, der Sturm bricht los,  
Er reitet saufend in die Nacht  
Auf schwarzem Wolfenroß.

Wer weiß, auf welcher Spur er tobt,  
Und was für Wild er jagt,  
Und was er sucht, und was er ruft,  
Und was er großt und klagt?

Am Morgen dann ist Alles still,  
Der Reiter ruft nicht mehr,  
Und ledig geht sein Wolfenroß  
Im Himmelsfeld einher.

---

## Morgen.

Der Morgen dämmerte, von Osten gingen  
Die ersten Frührothstrahlen über's Feld,  
Die Blüthen nickten noch im Schlaf, es hingen  
Die Gräser schwer von Thau, noch schlief die Welt.

Das Licht war aber wach, und stiller Weise  
Durchwandelte es seiner Schläfer Reich'n  
Und tastete an Gras und Blüthe leise,  
Und schaute in den Blumenfeld hinein,

Und rührte an die traumesstarren Zweige,  
Und küßte den Schatten unterm Baum,  
Und ging umher auf seiner Strahlensteige,  
Und wandelte auf jedes Blättchens Saum.

Und plötzlich war's, als schlugen felig lachend  
Sich Augen auf umher in Wald und Flur,  
Und es begann aus tiefem Schlaf erwachend  
Lebendig sich zu regen die Natur.

Die Gräser richteten sich auf, es reckte  
Die Blüthe sich auf ihrem Nasenpfühl,  
Der Baum ward wach, und leise flüsternd streckte  
Ein jedes Blüthchen sich auf seinem Stiel.

Und wie ein Winken, wie ein grüßend Neigen  
Begann es auf des Lichtes goldner Spur  
Zu schauern und zu schwanke in den Zweigen,  
Zu wogen in den Blumen auf der Flur.

Es küßten wiegend sich die Nachbarblüthen,  
Es küßten sich die Blätter still im Moos,  
Die Halme faßten schaukelnd sich und glitten  
Mitsammen spielend in des Rasens Schooß:

Und lautlos schwellend zogen bunte Segel  
Der Schmetterlinge durch das Sonnenmeer,  
Und Lieder singend schaukelten die Vögel  
Am Lichte treibend über ihnen her.

Und wie ich stand in all' dem Freudenwogen  
Und sah sich grüßen alle Creatur,  
Da kam es traurig über mich gezogen,  
Wie eine harte Weisung der Natur.



Da fühlt' ich mich so freudlos und verstoßen,  
In meiner Menscheneinsamkeit allein,  
Aus dem Verband der Wesen ausgeschlossen,  
Ein fremder Wanderer durch den Sonnenschein.

Verstoßen und vom Frieden ausgeschlossen,  
Ein Kind des Menschen ohne Heimathland,  
Den die Natur im Zorne ihrer Sündfluth  
Einst ausgeworfen an des Himmels Strand.

## Der sterbende Krieger.

Der Pfeil traf ihn gut und er sank zur Erd',  
Wollt' einmal die Lösung noch rufen,  
Da über ihn stürzte sein sterbendes Pferd,  
Zerbrach ihm die Brust mit den Hufen.

Nun liegt er im blut'gen Felde allein  
Mit offenen, brennenden Wunden,  
Muß sterben und kann nicht schlafen ein,  
Und kann doch nimmer gesunden.

Er betet sein Sprüchlein am Boden still,  
Im Blute gefaltet die Hände,  
Und schaut vom einsamen Leichenpfühl  
Hinaus in's sonn'ge Gelände.

Dort geht auf der Höhe am stillen Wald  
Ein Hirtenmägdelein mit Singen,  
Es wandern die Lämmlein über die Hald',  
Thalüber die Glöcklein klingen.

Und 's Mägdelein sitzt zu den Blumen bunt,  
Und zum rothen Beerlein sich's bückt,  
Und weiß nicht, daß dort unten vom Grund  
Ein sterbendes Aug' zu ihm blicket.

## Unbekümmert.

Du bist so jung, dein Auge blickt  
So kindlich jubelhell,  
Als sei die Welt dein Kartenhaus,  
Das Glück dein Spielgefell.  
Und wie ein Vöglein singst du laut,  
Die Lust läßt dir nicht Ruh',  
Du hast ein Herz, du hast ein Herz,  
Doch weißt du nicht wozu.

Du bist so jung, so fromm und gut,  
Thust Niemand nichts zu Leid,  
Und hast ein Thränlein immerdar  
Für fremde Noth und Freud'.  
Und wenn es trockenet über Nacht,  
Du kannst ja nichts dazu;  
Du hast ein Herz, du hast ein Herz,  
Doch weißt du nicht wozu.

Du bist so jung, du bist so schön,  
 Sie sehn dich Alle an  
 Und folgen mit den Augen dir  
 Und seufzen Mann für Mann.  
 Und wenn du's hörst, du weißt ja nicht,  
 Was ihnen stört die Ruh;  
 Du hast ein Herz, du hast ein Herz,  
 Doch weißt du nicht wozu.



## Die barmherzige Schwester.

Der Wind weht über die Haide her,  
 Dort schalten die Schwerter frei,  
 Dort wandeln die Lanzen roth umher  
 Im blut'gen Todesturnei.

Das Mägdlein am Fenster lauschend steht  
 Und horcht auf die wilde Weis';  
 Und wenn der Wind durch die Haide geht  
 Dann faltet die Hände es leis'.

Ihm blühen die Wangen vom Beten so roth,  
 Ihm stehen die Augen voll Licht,  
 Gott waltet über Leben und Tod  
 Und Gott, den fürchtet es nicht.

Da klagt es leise und winnert bang'  
 Vor des einsamen Häuschens Thür  
 Und blutig, mit todesbleicher Wang'  
 Kniert ein sterbender Krieger dafür.

Sein junges Gesicht ist so müde und blaß,  
Und es trieft sein lockiges Haar,  
Und es tropft und träufelt sein Blut in's Gras,  
Und hinter ihm ruft die Gefahr.

So lockig sein Haar, und so jung sein Gesicht  
Und so dunkel und groß in der Pein  
Die Augen, mit denen er flehend spricht:  
Und das Mägdlein läßt ihn herein.

Und der Kampf vertobt in die Ferne hin  
Und die Haide wird still wie zuvor.  
Und die Zeit vergehet und Blumen blühen  
Aus den Gräbern des Schlachtfelds hervor. —

Da öffnet sich wieder des Häuschens Thür  
Und über die Schwelle tritt  
Den Stab in Händen der Jüngling für,  
Und leicht und frisch ist sein Schritt.

Es blühen ihm die Wangen, es lacht sein Mund,  
Es wackelt sein lockiges Haar,  
Er lag zum Tod und ist worden gesund  
Und aus ist Noth und Gefahr.

Im einsamen Kämmerlein aber steht  
Das Mägdlein traurig und blaß  
Und spricht sein altes, frommes Gebet  
Und die Augen werden ihm naß.

Sie hat ihn getragen und hat ihn gepflegt  
Und sie faltet heimlich die Händ',  
Sie hat ihn im Herzen, im Herzen gehegt  
Und jetzt ist Alles zu End'.

Mit dem Tod zusammen ließ sie ihn ein,  
Jetzt geht er mit lachendem Blick,  
Und mit dem Tode allein, allein  
Geblichen ist sie zurück.

Jetzt blühen die Wangen ihr nimmer roth  
Ihr Aug' ist vom Weinen so trüb',  
Gott waltet wohl über Leben und Tod,  
Doch neben ihm waltet die Lieb'!

## Soldatengebet.

Sey' aufrecht mich in's Feld, mein Bub',  
 Mein Stündlein ist nicht weit,  
 Nimm mir den Helm vom Haupt und tritt  
 Ein Weilschen auf die Seit'.

Und eines Vaters unsers lang  
 Dann wend' dich wieder her  
 Und drücke mir die Augen zu  
 Und gräm' dich nicht zu sehr.

Dann nimm sie Alle, die ich schlug  
 Und trage sie zu Hauf'  
 Und thürm' sie über meinen Leib  
 Zum Todtenhügel auf.

Und in die Brust des Letzten stoß',  
 Daß es als Kreuzlein rag',  
 Mein Schwert und kniee nieder dann  
 Und sprich, wie ich dir sag':

Herr Gott, er war ein Reitersmann  
 Und arg in That und Red',  
 Er trank wohl einen langen Zug,  
 Doch kurz war sein Gebet.

Du wirst ihm thun nach deiner Macht,  
 Und seiner Schuld und Sünd',  
 Nur laß ihn sein, so dir's gefällt,  
 Wo seine Feinde find.



## Ich wollt', ich könnt' dein Herz belauschen.

Ich wollt', ich könnt' dein Herz belauschen,  
Wenn ungesehen und heimlich bunt  
In seiner Tiefe die Gedanken  
Wie Fischlein gehn am Quallengrund,  
In dunkler Nacht, wenn stille Bilder  
Lebendig in ihm auferstehn  
Und seine Wünsche auf der Leiter  
Des Traumes auf- und niedergehn.

Und was es klopft und was es sehneth  
Ich schließ' es treulich in mein Herz,  
Und was es weint und was es seufzet,  
Ich legt's zu meinem eignen Schmerz.  
Und ging dann hin und thät' mir schneiden  
Zum Wandern einen Stab im Feld,  
Und ging, das Glück für dich zu suchen,  
Hinaus in Gottes weite Welt.

Und spürt' ihn nach auf allen Wegen  
Und wollt's erkämpfen treu und recht,  
In harter Arbeit es erfröhnen  
Demüthig als leibeigner Knecht;  
Und wär's dem Himmel abzubitten,  
Ich kniete hin mit heißem Flehn, —  
Und wär's ein Herz, das zu gewinnen,  
Ich wollt' es werben für dich gehn.

Und hätt' ich all' dein heimlich Sehnen  
Und all' dein Träumen dann erfüllt,  
Und jeden Gram von dir genommen  
Und jede Thräne dir gestillt:  
Dann wollt' ich gehn aus deinem Wege  
Und fliehn dein Antlitz ewiglich,  
Um nicht zu sehen, wie du fröhlich  
Und glücklich sein kannst ohne mich!

## Der Thorwart.

---

„Wer pocht?“ Der Wächter am Thor erwacht,  
„Wer bist du draußen in Wetter und Nacht?“

„Thu' auf, o Thorwart, es regnet so sehr,  
Komm weiten Weg's durch die Felder her,

Und bin ein armes, verlaufenes Kind  
Mutterseelenallein in Wetter und Wind.“

„Und warst du nicht da als das Thor ich schloß,  
Sei der Wolf jetzt im Felde dein Schlafgenoss“,

Ich thu' zu dieser nachtschlafenden Zeit  
Nicht auf und poch'st du in Ewigkeit.“

Und grollend schlummert er wieder ein —  
Der Regen draußen tropft auf's Gestein,

Und der Wind im Felde bricht Strauch und Baum,  
Da pocht's ihn wieder aus Schlaf und Traum.

„Thu' auf, o Thorwart, thu' auf, thu' auf!  
Mir schwanke die müden Füße vom Lauf,

Bin wiedergekommen, denn weit und breit  
Kein Weg, kein Steg in der schaurigen Haid.“

„Und kamst du und liefst dich heiß durch die Nacht,  
So gehe zurück jetzt bedächtig und sacht,

Ich schließ' nicht mehr auf und wacht' ich am Thor  
Des Himmels und stünd' deine Seele davor.“

Und wie er geschworen und wie er geflucht,  
Der Schlaf sein Augenlid wieder sucht,

Und draußen der Regen lautströmend fällt,  
Und der heulende Wind durchflübert das Feld.

Da horch, zum dritten, es täuscht ihn nicht,  
Ein Stimmlein draußen am Thore spricht:

„Ich bin es, Thorwart, die Nacht war so kalt,  
Es regnete rings auf Haide und Hald',

Und war nur ein Kind und du ließ'st mich nicht ein,  
Da bin ich geworden ein Engelein.

Und bin nun gekommen auf Gottes Gebot  
Zu pochen, zu pochen dir deinen Tod!“

### Guter Rath.

---

Wenn Gott dir eine Freude gab,  
Trag' nicht zum Markt dein Glück,  
Und brach er dir des Leidens Stab,  
Duld' schweigend dein Geschick.

Denn was dir wohl und weh gethan,  
Sie kümmern's Alle nicht,  
Sie sehn dich mit den Augen an,  
Ihr Herz erkennt dich nicht!

---



## Herzensjubel.

Was pocht mir an's Herz, was klingt mir im Ohr,  
Was läutet in meinen Gedanken,  
Was tastet und blühet an mir empor  
Wie spielend umschlingende Ranken?

Es singt mit den Vögeln in Lüften hell,  
Es kommt mit dem Winde gezogen,  
Es hüpfet und tanzt auf dem Wiesenquell,  
Es schiffet auf den blauen Bogen.

Ich glaube, ich glaube, das Glück, das Glück  
Ist der Haft des Himmels entronnen  
Und tanzt und singt auf der Wanderschaft  
Im fröhlichen Lichte der Sonnen.

Und wer es hört singen den Weg entlang,  
Dem blühen die Thäler und Hügel,  
Und wen es thut streifen auf seinem Gang,  
Dem regen im Herzen sich Flügel.

O, wer es zu greifen, zu fangen verstand',  
Und wer es dann wüßte zu halten  
In tiefer verschwiegener Brust und fromm  
Die Hände darüber zu falten!

## Er ist niemals wiedergekommen.

Ob er kommt, ob er kommt? Ich will warten still  
Und mein thörichtes Herz nicht mehr fragen,  
Will warten und beten und weinen still  
Und die Liebe bei Gott nicht verklagen.

Und würd' er nicht kommen, es könnten umher  
So fröhlich die Blumen nicht stehen,  
Und es könnten die Vöglein, die arglosen, nicht  
So tren in die Augen mir sehen.

Wo er bleibt, wo er bleibt? Ueber's Feld schon gehn  
Die Schatten des Abends, es dunkelt,  
In der Thräne auf meiner gefalteten Hand  
Ein Sternlein vom Himmel schon funkelt.

Ich kann nicht mehr beten, mich foltert die Angst,  
Mein pochendes Herz thut mir wehe,  
Die Stunde verrinnt und die Ferne bleibt leer  
Und er weiß, daß ich wart' und vergehe!

Wo er blieb, wo er blieb? Es begannen im Wald  
Die Blätter im Nachtwind zu heben,  
Der Nebel stieg höher und höher im Thal,  
Doch ich wollte mich Gott nicht ergeben.

Hab' immer gehofft noch und immer geharrt  
Bis die Sterne am Himmel verglommen,  
Da sangen die Vöglein und Alles war aus:  
Er ist niemals wiedergekommen.

## Du seltsam Menschenkind.

---

Du irrst so bang vor deinem Gott  
Im Leben hin und her,  
Du seltsam, seltsam Menschenkind  
Und fürchtest dich so sehr.

Und wie du irrst, das Stündlein kommt,  
Allda der Tod dich stellt,  
Und keuchend und im wilden Kampf  
Gehst du aus dieser Welt.

Die ew'ge Liebe aber trägt  
Dich auf zum Himmel dann,  
Und du erwachst und Engel siehn  
Umher und sehn dich an.

Und lächeln still und wischen dir  
Den Angstschweiß von der Wang'  
— Du seltsam, seltsam Menschenkind  
Was warst du doch so bang'?

---

## War so leicht mein Blut.

---

War so leicht mein Blut, war so jung mein Muth,  
Schlug mein Herz empor wie mit Flügeln,  
War mein Sinnen so rein und mein Sorgen so klein,  
Wußt' nichts von Grübeln und Klügeln.

Wie bin ich doch jetzt so müde geheßt,  
So matt vom Ningen und Jagen,  
Vor Kummer so klug und muthlos genug,  
Und mehr als gut ist zerßlagen.

Mir ist's wie ein Traum, ich entsinne mich kaum,  
Meine Jugend ist hingegangen,  
Wie ein schweifendes Kind mit den Haaren im Wind,  
Das im Walde verloren gegangen.

---

## Abendwölkchen.

---

Es zieht ein Abendwölkchen  
Einsam am Himmel daher,  
Eine Wanderinsel des Lichtes  
Treibend auf Gottes Meer.

Die Strahlen der Sonne rudern  
Sie lautlos im blauen Raum,  
Es spielt an ihren Gestaden  
Des Lichtes goldener Schaum.

Mir ist, es töne ein Singen  
Herab aus der funkelnden Höh',  
Und weiter und weiter treibt sie  
Hinaus in die himmlische See.

---

## Waldesstille.

---

Wer stand im tiefen Wald allein,  
Allein mit seinem Träumen,  
Und über ihm hoch oben ging  
Ein Rauschen in den Bäumen?

Ein Rauschen heimlich wunderbar,  
Als käm' in langen Wogen  
Aus unbekannter Gottesfern'  
Des Himmels Fluth gezogen.

Und unten dämmerte der Wald  
Im Zwielicht stillerweise,  
Entschlafen standen Haide' und Moos  
Und Farrenkraut im Kreise,

Und Alles war so mährchenstill  
Als lägst du schlummertrunken  
Tief auf des Zeitmeers stillem Grund  
Verschollen und versunken.

---

## Himmelsfenster.

---

Das Feuer des Tages braunt' nieder,  
Des Abendroths Schimmer ging aus,  
Es dunkelt und Alles schläft nun  
Im einsamen Himmelshaus.  
Nur von den Sternen dort oben  
Da geht ein seliger Schein,  
Als blick' durch die Fenster des Himmels  
Das Licht des Jenseits herein.

Ich kann meine Augen nicht wenden  
Von den schillernden Fensterlein,  
Mir ist, als winke mir heimlich  
Dort oben der selige Schein,  
Als sollte ich stille hinausgehn  
Zum Weltenhause und sachst  
Die Thüre hinter mir zuziehn,  
Daß Niemand davon erwacht.

## G e s i c h t.

---

Wer mit der Beute eines Glückes jubelnd  
In stiller Einsamkeit schon niederjaß  
Und wie ein Kind, ein selig freudetrunknes,  
Die weite Gotteswelt um sich vergaß,

Dem ist, ich weiß, ob er es selbst vergessen,  
Und ob er sich's zu deuten nie gewußt,  
Ein Wunder in der Stille dort begegnet,  
Deß lebt ihm noch ein Mahnen in der Brust.

Ihm war, dem Glückesjubelnden, es lichte  
Vor seinem trunken Blick sich die Natur,  
Und still, wie Schatten an der Wand des Himmels,  
Verwehten die Gebilde ohne Spur.

Und eine Klarheit wurde allervorgen  
Stillfluthend, und er sahn und wußte nicht,  
Ob sich der Himmel auf die Erde senkte,  
Ob sich die Erde hob in's Himmelslicht.

Und in der stillen See, die ihn umtränkte,  
Da tauchten sonnenglänzend allerwärts  
Wie Eilande empor die Erdenflecken,  
An denen einst geankert ihm das Herz.

Die stille Flur, da er gespielt als Kindlein,  
Der grüne Haag, in dem er träumend stand,  
Der Berg, von dem er in die Ferne schaute,  
Das Haus, darin er seine Liebe fand.

Und selig, selig auf dem Meer des Lichtes,  
Als trügen Engelsflügel ihn dahin,  
Als thät' sein Herz mit leisem Schlag ihn rudern,  
Wie ein Gedanke leicht fühl't er sich ziehn.

Vergessen war die Arbeit seines Lebens,  
Am Weg vergessen war das alte Leid,  
Fert' am versunkenen Strand, den er verlassen,  
Lag seines Leibes erdenstaubig Kleid.

Er sann nicht nach, er suchte keine Deutung,  
Sein Herz begriff in sel'ger Gläubigkeit,  
Und offenbar ward seiner Kinderseele  
Das Wunder Gottes und der Seligkeit.

## Urwähler.

Zur Zeit des alten deutschen Reichs  
Da gab's im Berg'schen Land  
Ein' gute Stadt, hieß Hardenberg,  
War männiglich bekannt.

Dort galt's von altersher, daß wenn  
Ein Schöppe lobesam  
Mit Tod verfahren, oder wer  
Im Rath zu sterben kam,

Des Ortes Väter alsobald  
Hinsassen frei und frisch  
Und legten ihre guten Bär'  
Im Kreise auf den Tisch,

Und wer der älteste war im Rath,  
Der griff in sein Gewand  
Und nahm in aller Unschuld dort  
Ein Thierlein sich zu Hand.

Und legt es mitten auf den Tisch  
Und fiel auf den die Wahl,  
In dessen Bart am Ende sich  
Das Schicksalsvöglein stahl.

Mich dünkt, es war das Wohl der Stadt  
In guter Pflég' und Gut,  
Und litt die Wahl nicht viel dabei:  
Der Eintracht that es gut.

Doch wir sind klug zu Tage heut'  
Und taub für jede Lehr',  
Und thäten's auch die Thierlein noch  
Die Unschuld thut's nicht mehr.

~~~~~

Das Kinderange.

Wenn's ein Gebild' auf Erden giebt,
Seitdem die Welt verwaist,
Das noch im Anlitze ungetrübt
Sein Himmelszeichen weist,

So ist's das Kind, des Menschen Kind,
Das, fremd und ohne Laut,
Vom langen Schlaf der Zeitemacht
Noch trunken um sich schaut.

Es liegt ein Sinnen räthselhaft,
Ein Träumen wunderbar
In diesem Aug', so tief und still
Und doch so rein und klar.

Ein lächelnd Schau'n, da Niemand sieht,
Ein heimliches Verstehn,
Als wie von sel'gen Stimmen, die
Im Himmel oben gehn.

Und wem ein Blick aus diesem Aug'
Still weilt im Angesicht,
So prüfend tief, so sinnend groß,
Fast wie ein still Gericht;

Und wär' er stolz und wär' er klug,
Und wär' sein Herz nicht gut,
Und wär' er böß' in seinem Wort
Und an der Hand ihm Blut;

Es wird das Herz sich regen ihm
Und sinnend wird er gehn;
Denn aus dem hellen Kinderaug' —
Hat Gott ihn angesehen.

~~~~~

## Keinen Mann!

---

Drei Dirnlein standen am Wasser  
Die schwenkten die Linnen flink  
Und fangen mit nassen Händen  
Troy Kerche, Amfel und Fink'.

„Hört auf, ihr Vögel, ihr losen,“  
Am Ufer der Vater steht,  
„Hört auf und horcht, ob mein Stücklein  
Nach Sinn und Weise euch geht.

Ich weiß nicht weit einen Knaben,  
Der möchte mein Eidam sein,  
Der nähn', der arme Betrogne,  
Sich eine wohl von euch Drei'n.

Und daß ich wisse nun, welche  
Am heißesten von euch nimmt,  
Die hab' ihn, welcher die Hände  
Am eh'sten trocken jetzt sind.“



Da that die älteste züchtig  
Die Hände in ihren Schooß  
Und rieb sie unter der Schürze —  
Wohl aus Verlegenheit bloß.

Es legte die zweite fittig  
Die Hände sich auf's Gesicht  
Und hauchte hinein jungfräulich,  
Zu sprechen wagte sie nicht.

Die dritte aber, die jüngste,  
Erzürnete gar sich baß  
Und schlug schier wild mit den Händen  
Und schrie ohne Unterlaß: „

„Keinen Mann! Keinen Mann!“ Und siehe  
Da wief es sich aus am End',  
Daß der erzürnten Unschuld  
Zuerst getrocknet die Händ'.



## Der kleine Seiltänzer.

„Du sollst mir nicht dreinscheln so traurig und blaß  
Du verwünschter Bube! und höre,  
Wenn du noch einmal vom Seile fällst,  
So setzt es Hiebe zur Lehre!

Du treibst mir die Leute vom Plage weg  
Mit deinem Jammergefichte,  
Und die kreischenden Weiber sehn mich an,  
Als säßen sie mir zu Gerichte.“

„Ach Meister, ach Meister, ich bin so bang'  
Allein in der schwindelnden Höhe,  
Mir schlägt das Herz so sehr und mir thum  
Die Füße vom Springen so wehe.

Und wenn dann von unten herauf zu mir  
Die zürnenden Worte dringen:  
Pfui über das feile Mutterherz,  
Sein Kind dem Tod zu verdingen;

Dann werden die Augen mir dunkel und trüb'  
Und ich muß an mein Mütterlein denken,  
Das sich um sein entlaufnes Kind  
Daheim thut härmern und kränken,

Und habe nicht Acht, ob das Seil mir fehlt,  
Und möchte mich fallen lassen;  
Mir ist, als müßte sie unten stehn  
In die Arme mich aufzufassen."

~~~~~

Die Spinnerin.

„Ach Meister Schreiner, seht her, sehr her,
Was meinem Mädchen geschehen,
Jetzt drehen die Aren sich nimmermehr,
Und das Trittbret will nicht mehr gehen.

Und wie es gekommen, ich weiß es nicht,
Mein Liebster stand hinter dem Stuhle
Und in der Kammer war wenig Licht,
Da stockte plötzlich die Spule."

Und lächelnd bessert's mit Müß' und Fleiß
Der Meister nach ihrem Verlangen,
Da kommt sie bald mit Wänglein heiß
Des Weges wieder gegangen.

„Ach seid' nicht böß', daß ich's wieder bin, "
Ich weiß nicht, wie es gekommen,
Mein armes Mädchen ist wieder hin,
Will nichts ihm helfen noch frommen.

Er war gegangen, da weint' ich sehr,
Konnt' schier vor Thränen nicht sehen
Und spann, und spann und mein Herz war schwer,
Da ist das Unglück geschehen."

Und über die Brille schaut' sie an
Der Meister mit stillem Sinnen
Und bessert das kranke Mädchen dann,
Und sie läuft zum andern von hinnen.

Und lange Zeit geht darüber hin
Und der Meister hat unterdessen
Das Mädchen zusammt der Spinnerin
Bei seinem Tagwerk vergessen.

Da tritt sie wieder ganz leif' einmal
Zu ihm herein in die Kammer
Und ihre Wangen sind blaß und fahl,
Als nagte an ihnen der Jammer.

Und legt ihr Mädchen zur Erde sacht,
Weil's eben nicht mehr kann stehen,
Hat auch der einzelnen Stöcklein Acht,
Und wendet sich dann zum Gehen,

Und steht an der Thür noch einmal sich um
Die Blicke thränenverglommen,
Und nickt dem Meister zum Abschied stumm —
Sie ist nicht wieder gekommen.

Der starke Walter.

Herr Walter war ein Ritter frank
In allem Kampf erfahren,
Dazu war er von Leibe lang
Und wild von Bart und Haaren.
Er trug ein wuchtig Eisenkleid,
Ein Schwert an seiner Lenden
Und wen er schlug, dem war es leid,
Denn er war stark von Händen.

Da wandt' ihm Gott nach seinem Rath
Den Sinn vom blut'gen Streite,
Er zog sein Rüstzeug aus und that
Das Schwert von seiner Seite;
Und baaren Haupts, demüthiglich
An heil'ger Klosterschwelle
Gelobt' er sündenreinig sich
Dem Herren als Gefelle.

Da kniete er im Betstuhl nun
Und üßte seine Hände
Mit allem Fleiß in frommen Thun,
Daß Gott ihn recht erfände,
Und sprach der Mönchlein Sprüche nach,
Und that wie sie ihn hießen,
Und war nicht sännig Nacht und Tag
Und ließ sich's nicht verdrießen.

Da brachen in des Klosters Hüt
Einst böse Raubgesellen
Und thaten ihren argen Muth
In Eßler und in Zellen.
Sie hausten schlinum nach ihrem Brauch
Umher im Gotteshaufe
Und stürmten beutesuchend auch
In Bruder Walters Klause.

„Sei, wollt ihr breite Schultern sehn,
Schaut's Mönchlein auf der Erden,
Der, mag des Kleides müßig gehn
Und siedh darum nicht werden!“

Und spottend zerrten sie das Kleid
Vom Leibe ihm behende,
Er kniete still und sah beiseit,
Ihm zuckten nur die Hände.

Und höhrend stand die wilde Schaar
Umher, sie thät's verdrießen,
Daß er nicht bang', nicht zornig war,
Sie stießen ihn mit Füßen.
Herr Walter ließ sich's irren nicht,
Er sprach sein pater treulich,
Nur war er roth im Angesicht
Und betete gar eilig.

Da faßte Einer wildgemuth,
Dem es zu lange währte,
Des Mönches Kreuzlein kurz und gut
Und warf es auf die Erde.
Herr Walter stand von Knien auf,
Sein Sprüchlein war zu Ende,
Macht still des Kreuzes Zeichen drauf
Und ballte dann die Hände.

Und schlug! „Hui, Mönchlein, sieh dich vor!“
Der eine setzt' sich nieder,
Der Andre legte sich auf's Ohr,
Doch auf stand Keiner wieder.
Herr Walter aber säumte sich
Nicht viel mit müß'gen Reden
Und schlug sie Alle säuberlich
Mit einem Schlag Jedweden.

Und als mehr Keiner aufrecht stand
Sein Beten zu gefährden,
Herr Walter hob mit ruh'ger Hand
Das Kreuzlein von der Erden.
Kniet' hin und schlug an seine Brust
Sich Gott wie's ziemt zu nah'n
Und athmete nicht schneller just,
Als wie er sonst gethan.

Frühlingsvögel.

Was hör' ich draußen im Sonnenschein
Für fröhliche Weisen erklingen?
Grüß' Gott, ihr wanderndes Spielmannsvolk
In bunten Wänslein und Schwingen.

Ihr seid die Musfanten beim Fest
Der tanzenden Bächlein und Quellen
Und spielt zum Springen der Knospen auf
Zum lustigen Tummeln der Wellen..

Und wie ihr spielt, es hüpfet mein Blut
Mit den Brunnlein draußen im Walde;
Und still und selig blühet mein Herz
Mit den Blumen der sonnigen Halde.



F e r g u s.

1.

Des letzten Römerschiffes Segel war
Nach Siden hin verschwunden in den Nebeln
Der See, die Wagenburg der Legionen
Lag abgebrochen an des Nordens Strömen,
Und wie ein grollend Meer rückfluthend hatten
Die Männer mit dem kurzen Schwert den Boden
Der Welt geräumt. Doch von den eh'rnen Klauen
Der Sonnenadler aufgeschlagen lag
Der Leib der Welt; die Pflugschaar der Geschichte
War der Cohorten Phalanx über's Feld
Der Erde schollenbrechend hingegangen,
Und tiefe Gassen führten durch die Völker
Vom Mittage bis in die Mitternacht;
Bezwungen war die Welt von Meer zu Meere,
Und hoch im Schnee des Nordens, wo die Fährte
Des Krieges endete, lag unterm Markstein
Des Weltreichs, unterm Pictenwall begraben
Der Freiheit Hühne. —

Doch kein Kampfruf scholl,
 Kein Schwertgetöse klang mehr durch die Länder;
 Still wie ein ungeheures Schlachtfeld lag
 Der Norden. Schüchtern trat der Wildniß Sohn,
 Nach Süden hordhend, an den Rand der Lichtung,
 Er schritt, der Spur der Legionen folgend,
 Bis an des Meeres einsames Gestade;
 Doch Alles schwieg umher. Er hörte nicht,
 Wie man die Weltstadt brach von ihren Hügeln
 Und wie der Geist der Zukunft auf der Straße
 Der Römer schritt. Denn aus den Wolken hatte
 Gewalt'gen Griffes eine andre Hand
 Erfast der Weltgeschichte treibend Steuer,
 Am Holz des Kreuzes war das Christenthum
 Vereist, und der Erlösung mächtig Wort
 Trieb durch die Welt. —

Im Norden aber hoch,
 Wo felsenstarrt die mitternäch't'ge Küste
 Hinausragt in die Nebel, lag ein Land,
 Dahin der Fuß des Römers weltumwandelnd
 Noch nicht gedrungen. Keine Straße führte
 In seine Marken aus der Sonne Ländern,
 Kein Wandrer trat, die Mähr der Fremde kündend,

In seines Volkes Hütten. Einsam lag's,
 Weit abgewandt vom Mittagsstrahl der Sonne,
 Die letzte Klippe der bewohnten Welt.

Der Nordmann aber stand mit spä'hndem Auge
 Auf seines Räuberschiffes hohem Bord,
 Wenn ihn von Abend her, gebognen Mastes
 Der wilde Meeresturm trug. Er hörte nicht
 Die Fichte ächzen über seinem Riele,
 Er sah das Segel nicht zerrissen flattern,
 Er fühlte nicht den kalten Arm der Woge
 Um seine Brust. Sein spä'hend Auge ging
 Von Fels zu Fels entlang die Küste Schottlands
 Der Möve nach, und in die wilde Fluth
 Hinaus ließ er sein brechend Fahrzeug treiben;
 Denn auf der weißen Klippe, die im Nebel
 Hochragend aufstieg über Dunstaffnag,
 Da hauste Alpin's Sohn, der Stotenkönig,
 Und seine Hände waren roth von Blut.

Und in der hohen Halle seiner Burg
 Saß König Fergus. Ueber seinen Schild
 Gebogen saß er da, ein grauer Krieger.
 Lang wie der Schatten, der am Abend fällt,

Lag hinter ihm der Pfad, den er gegangen,
 Und seines Lebens Sonne stand am Meer.
 Wohl mocht' er alt sein! Wie das Moos der Tanne
 Weiß war sein Bart, zur Erde neigte sich
 Stillträumend seine Stirne, und am Schwerte,
 Vom langen Kampf erstarrt, war seine Hand.
 Denn eine mächt'ge Schlacht war es gewesen,
 Die er gekämpft in des Jahrhunderts Feld.
 Wie Meereswogen waren Volk um Volk
 Die Söhne Nordens an sein Land gestiegen,
 Der Todten Kinder waren wider ihn
 Erstanden mit dem blut'gen Vaterschwerte,
 Und immer hatte sich die Haide wieder
 Geschlossen über seines Schwertes Leichen,
 Und immer wiederkehrend hatten sich
 Die Jahre auf sein graues Haupt gesenkt.
 Da saß er still in seiner Väter Halle,
 Und Schweigen war um ihn. Am Speer gebogen
 Umstanden ihn die Krieger seiner Jugend,
 Und blickten finster auf die grauen Haare
 Des alten Völkerbändigers herab.
 Die Hand war lahm, die Schottlands Siege kämpfte,
 Die Lanze rostete, das Schwert verdarb,
 Kein Segel blühte mehr an Nordens Fichten,
 Der Krieg war todt und König Fergus schlief.

Da horch! die Halle tönte plötzlich auf!
 Ein Männererschreiten und ein Waffentönen!
 Und tiefaufathmend stand ein hoher Krieger
 Am Throne: „Alpin's Sohn, steh' auf, steh' auf!“
 So scholl sein mächtig tönend Wort in's Schweigen
 „Die Schlachtenmuschel ruft an deiner Mark.“
 Und wie er's sprach, und wie's vom stillen Bogen
 Der Halle laut und mahnend wiederklang:
 Da zuckte Leben in die ehernen
 Gestalten. Waffentirrend richteten
 Sie sich am Speere auf, und Ruf an Ruf
 Und Wort an Wort begann es stimmenwogend
 Zu kreisen auf der alten Königsburg.
 Und weiter kündete des Kriegers Wort:
 „Die Hirten aus dem Süden, von den Grenzen
 Britanniens erzählen Schreckensmähren
 Von einem neuen mächt'gen Kriegervolke,
 Das an der Picgen Mauer sich gezeigt.
 Man hört, so künden sie es, in der Stille
 Des Morgens, wenn der Wind vom Mittag weht,
 Das Schlachtgetöse, und wenn man bei der Nacht
 Das Grenzgebirge südwärts schau'nd erschlimmt,
 Sieht man die Berge und die Thaleswände
 Des Nachbarlandes hell im Feuer stehn.“

Und aufrecht stand er da am Speere bäumend
 Der Skoten greiser Fürst auf Dunstaffnaga.
 Hoch aufrecht wie ein Graberstand'ner Hühne,
 Der, aufgewacht in dunklem Todesnacht,
 Das Bett des Rasens über sich geworfen,
 Wildblickend, gliedermächtig stand er da:
 „Der Feind! Ich fühl' die Kraft der Jugend wieder
 In meinen Gliedern mächtig. Wie der Schnee
 Vom Bergesgipfel, wenn der Frühlingsvogel
 Entlang dem Meere Nordens singend kommt,
 Von meinem Haupte weicht die Last des Alters,
 Und ich erstark' wie meiner Jahre Sohn!
 Ruft alle Schwerter bloß, schreit in die Hütten,
 Werft Feuer in die Herzen, höhnt die Helden,
 Die Welt soll zitternd mich noch einmal sehn.“
 Und horch, und horch! So rauscht im Sturm die Brandung
 Des Meeres nicht. Das war kein Wettergrollen!
 Mit Menschentritten und mit Menschenstimmen
 Kam es heran, und immer näher kam es
 Wie eine Sturmfluth wachsend durch die Haide,
 Und plötzlich weit auffuhr das Thor der Halle.

Und Mann an Mann gedrängt wälzte sich
 Lautbrüllend eine mächt'ge Menschenwoge
 Herein. Des Fergus Krieger Speer an Speer!

Warf sie die Schlacht schon aus, ging schon siegwüthend
 Der Feind auf ihrer Spur? Und lauter brauste
 Es in den Reihen und die Speere schwankten,
 Und plötzlich theilte sich die Menschenfluth
 Und sieh, ein Krieger trat hervor, am Strang
 Des Bogens einen Menschen nach sich schleifend,
 Wild schreitend zerrte er ihn hinter sich
 Einher, wie ein gefälltes Thier des Waldes,
 Und grimmig lächelnd zu des Königs Füßen
 Stürzt er ihn auf des Thrones Stufen hin:
 „Ich fing ihn irrend in des Südens Wäldern
 Da er verschmachtend in der Wildniß ging.“
 Und murmelnd drängten sich die grauen Krieger
 Herbei. War das der Feind, der schreckliche,
 Der mordend nahte aus des Südens Ländern?
 Und langsam unter ihren wilden Blicken
 Aufrichtete sich der Gefangene.

Das aber war nicht eines Kriegers Leib!
 Das war kein Kämpfer gegen Nordens Söhne
 Zu stehn im ringenden Gewühl der Schlacht!
 Schwach und gebrechlich mit des Weibes Gliedern,
 Ein härenes Gewand um seinen Leib,
 Geschlagen, wehrlos stand er da, die Hände
 Im Kreuz gefaltet über seiner Brust.

Und Blut rann über seine Stirne nieder,
 Und tropfte auf des Bodens Stein herab.
 Ihn hatte keines Kriegers Weib geboren,
 An welchem fernen Meer sein Volk auch saß!
 Wo aber kam er her? Wer war der Fremdling
 Im Kleid des Friedens? Welche Straße führte
 Ihn durch die waffenlaute Welt herauf?
 So blickt kein Mann, um den in finstrem Schweigen
 Tobsinnend seine Feinde stehn, so lächelt
 Kein Mensch, der sterben wird. „Wer bist du, Fremdling?“
 Und wie es staunend von des Königs Lippen
 Gefallen, sieh, da schien des Mannes Leib
 Zu wachsen um die Höhe seines Hauptes,
 Das Blut stand still auf seinem Angesicht,
 Die Bogensehne barst von seinen Händen,
 Und seine Brust klang auf gewalt'gen Laut's:
 „Dir liegt dein Herz, o Fergus, Alpin's Sohn!
 Kein Fremdling mehr am Herd des Menschen ist
 Der Mensch.“ Und sieh, es war als ob ein Lichtstrahl
 Sich auf das Haupt des Sprechers niederließ!
 „Wer bist du, Mensch?“ Und Fergus Hände suchten
 Das Schwert, „du bist kein Krieger Nordens, sprich,
 Von welcher Küste trieben dich die Stürme
 Der See herüber?“ Und des Königs Stimme
 Erbebt als er's sprach. Und wieder trat

Das Wort gewaltig auf des Fremdlings Lippen:
 „Ich bin der Krieger eines mäch'tgen Volkes
 Das seine Hütten in der Wüste Sand,
 Und in des Poles Schneefeld baut: die Erde,
 So weit sie reicht, sie ist mein Heimathland.
 Erkenne mich! Ich bin der Königsbote
 Von Land zu Land, von Thron zu Thron gesandt,
 Der Kronen Gold zu sammeln von den Häuptern
 Der Fürsten und den Stahl aus ihrer Hand.
 Geborsten ist der Thron, auf dem du sitzt,
 Gebrochen ist dein mächtig Siegerschwert,
 Die Marken deiner Länder sind gefallen
 Und wie des Meeres uferlose Fluth,
 Den Himmel spülend, hat das Volk der Menschen
 Sich ausgegossen durch der Erde Feld.“
 Und lautlos, ohne Regung standen sie
 Gebändigt, wie von unsichtbaren Armen
 Im Kreis' umher die riesigen Gestalten,
 Und mit des Raubthiers furchtsam scheuem Blick,
 Das in der Wildniß Einsamkeit zu Boden
 Gerungen, mit Entsetzen in das Aug'
 Des Menschen aufblickt, starrten sie in's Antlitz
 Des blassen Pilgers mit dem Donnerwort.
 Und leise, wie die Menschen flüsternd reden,
 Wenn über ihren Häuptern grollend sich

Das Wetter rüflet, klang des Königs Stimme.
 „Du spottest, Fremdling, meines grauen Haars.
 Ich hab' mit Völkern mancher ernen Länder
 Gefämpft, ich hab' den Nordmann und den Dänen
 An meinem Strand erschlagen und den Römer
 Den Weltenzwinger habe ich gefällt;
 Wo liegt das Land des Königs, der dich sandt'?“
 „Kein Fuß des Menschen und kein Auge hat
 Ermessen seines Reiches Tiefengrenzen,
 Und stiegst du auf den höchsten Fels am Meer
 Und blicktest um dich mit dem Aug' des Adlers,
 So weit das Weltmeer seine Wogen wälzet,
 So weit der Länder Nebelstreifen gehn,
 Es ist kein Reich. Und höbst du deine Blicke
 Zum Himmel, wo die ew'gen Feuer stehn,
 Und könnt'st dein Aug' an ihrem Licht entzünden,
 Daß es die Sternbahnen wandern ging:
 Du würdest sterben, eh' du in der Rede
 Das letzte Himmelslichtlein aufgespiert,
 Du würdest sterben und vergehn und hättest
 Des großen Königs Marken nicht gesehn.“
 „Bist du ein Barde?“ stammelte der König.
 Und sieh, der Pilger richtete sich auf
 Hoch und gebietend, wie ein Völkerführer,
 Und streckte seine Hände gegen ihn:

„Ich bin der Barde, der dem Morgenrothe
 Des nahenden Jahrhunderts voraus,
 Ein donnernd Schlachtlid auf den Lippen, schreitet;
 Ich schrei' die Völker auf von ihren Lagern,
 Ich ruf' die Todten wach im Grabesdacht,
 Ich schreite rufend durch das Haus der Erde,
 Und rufend tret' ich in die Mitternacht.“
 Da glitt das Schwert aus König Fergus Händen,
 Entsetzenstarren Blickes saß er da,
 Zurückgelehnt auf seines Thrones Sessel,
 Und seine Lippe zuckte ohne Laut.
 Und mit des Siegers mächtiger Gebärde,
 Wenn er auf seinen todgetroffenen Feind
 Die Hand erhoben zutritt, trat der Fremdling
 Auf Fergus zu: „So hör' das mächt'ge Lied,
 Das ich entlang der Menschenländer singend
 Gefommen bin die Welt herauf zu dir.
 Es war die Nacht der Väterzeiten. Dunkel
 Lag auf der Welt und tiefen Schlafes lag
 Am Wüstenrande jenseits dieser Meere
 Der Menschen traumbefangenen Volk. Da brach
 Gewaltig von den Sternen eine Stimme
 In das Jahrhundert. Um die Erde ging
 Ein Zittern und der Menschenherzen standen
 In bangem Schauer still, und Schweigen ward

Von einem Weltenufer zu dem andern.
 Und als die Nacht zerstob im Sand der Wüste,
 Sah man des Weltengeistes Spur.
 Was er gesprochen aber war den Felsen
 Tief eingegraben im Gebirg' und stand
 Mit Flammenschrift am Himmel aufgeschrieben,
 Und jede Lippe sprach es zitternd nach.
 Da hoben sich die Hirten von den Knien
 Verkärten Aug's die Stirne lichtgekrönt
 Und auf des Kreuzes Arm gelehnt, den Strahlen
 Des Morgens und des Abends Schatten nach,
 Dem Wandervogel folgend und den Wolken
 Am Himmel zogen sie die Welt hinab.
 Denn meiner Lehre Feuer sollt ihr tragen
 So wahr des Geistes Wort, von Herd zu Herd,
 Von Aug' zu Aug', bis in das Eis des Nordens,
 Bis in der Kön'ge liebeskalte Brust."

Und wie das Wetter überm Meer verstummt,
 Und in der Tiefe hört man noch die Wellen
 Dumpsfächend gehn: so schwieg des Pilgers Stimme,
 Und schwer im Kreise athmeten die Krieger.
 „Der Schnee ist roth in deines Fußes Maal“
 Anhebend wieder schwoh das Wort, das mäch't'ge,

„Und auf des Meeres Wellen treibt erschlagen
 Des Nordens Sohn. An's stille Thor des Friedens
 Hast du des Kriegers blut'ge Art gesetzt,
 Des Glückes fröhlich Haus hast du zerschlagen,
 Und von des Herdes gottgeweihtem Stein
 Hast du des Lebens heilig Menschenopfer
 Gerissen in den Staub. So höre denn!
 Und wie kein sterblich staubgeboren Wesen
 War er zu sehn in seines Blickes Glanz.
 „Die Welt hat sich gewandt im Schooß der Zeiten,
 Versunken ist im Bruch des Jahrhunderts
 Der Riesenschatten der Vergangenheit.
 Und wie ein dämmernd Morgenlicht im Osten
 Steigt an dem dunklen Gestad' der Welt,
 Den Mittag eines ew'gen Friedenstag's
 Zu rüsten, eine lichte Zukunft auf.
 Das Schwert hat ausgeherrscht, die Bogensehne
 Zersprang am Holz der Esche überm Herd,
 Und auf des Schildes Stierhaut wiegt sein Kindlein
 Das Weib des Kriegers lächelnd in den Schlaf.
 Dein Schlachtschwert lege nieder, Fergus, Sohn Aspin's
 Und dea' es mit dem Schilde zu, es naht
 Lautsingend über's weite Weltmeer schreitend
 Der Friede. Hörst du's jubelnd in den Lüften
 Wie eine Schaar von Frühlingsvögeln wandern?

Hörst du, dumpfbrausend wie das Eis des Winters,
 Der Vorzeit sturmgebroch'ne Scholle ziehn?
 Und groß und still weit über die Gestirne
 Neigt sich des Weltgeists sonnenhehres Antlig,
 Sein Aug' ist offen und er sieht herab:
 Das Licht der Welten rinnt auf seinem Scheitel
 Und still in weiten Flammenkreisen drehn
 Die roll'nden Sonnen sich um seine Stirne
 Und ein unendlich Schweigen ist um ihn.
 Wirf deine Waffen weg, reiß dir vom Busen
 Des Panzers Erz, und wie du sonst den Krieg
 Von des Gebirges Scheitel mächt'ger Stimme
 In deine Lande rieffst, so rufe jetzt
 Den Frieden und die Eintracht in die Hütten
 Und in die Herzen deines Volks hinab.
 Du bist der Schreck, du bist der Fluch gewesen,
 Sei das Erbarmen, wirf dein Schwert von dir.
 Und der du alle Küsten hast befahren,
 Und alle Schätze auf dein Meerschiff trugst,
 Laß dich nun endlich landend in die Arme
 Der Menschheit treiben und erklämpfe dir
 Ein Wort des Segens, eine Dankesthräne
 Als deiner langen Irrfahrt Siegerpreis."
 Da war's wohl still im hohen Saal der Kön'ge
 Auf Dunstaffnag! Lautlos, Haupt an Haupt

Gedrängt, wie eine Schaar von hangen Hirten
 Im Wetter, standen Nordens Krieger da,
 Und über ihnen auf des Thrones Klippe,
 Des Lebens Farbe und Gebärde bar,
 Saß Fergus anzusehen wie ein Todter,
 Von dem des Grabes Nasen plötzlich borst.
 Und es war seltsam still umher im Saal!

Da horch! Es regten sich die Schilde wieder,
 Und zu des Thrones Stufen lief ein Murmeln,
 Und aus der Speere sturmbevegten Bäumen
 Hervor, in seinen Waffen rauschend, trat
 Ein Kriegergreis: „Hörst du die Männer, Fergus?
 Sie murren und der Krieg verlangt sein Recht.
 Sieh uns den Fremdling, daß ihn unsre Weiber
 Verhöhnend peitschen mit des Bogens Strang,
 Und seinem nah'nden Volke mag er künden,
 Wie Schottlands Held in seinem Grimme spricht."
 Und mit des Echo's siebenfacher Stimme,
 Wenn es die Wölfin in den Bergen weckt,
 Klang es zurück aus Nordens Kriegerschaar.
 Gebrochen war der Zauber, der die Geister

Mächtig gebannet auf des Wortes Spur, '
 Und wie ein bandensprengend Ungethüm,
 In seiner Wildniß Sprache redend, brüllte
 Der eisentrog'ge Menschenknäuel auf.
 Das war der Ruf, mit dem einst Fergus siegend
 Geschritten durch die Felder seines Ruhms.
 Das war der Ruf, mit dem er Erins Küsten
 Beschritten und des Nordmanns Schiff zerstückt.
 Wie fuhr er sonst wildblickend auf vom Mahle
 Der alte Held, wenn über Schottlands Haide
 Der Ruf der Schlachten männerfammelnd ging,
 Wie streifte er den weichen Arm der Liebe
 Kampfsjubilend von sich ab und trug sein Antlitz
 Naß von des Mädchens Thränen in den Feind!
 Was sahn sein Aug', was träumte seine Stirn?
 Der Krieg saß wieder auf dem Markstein Schottlands
 Und rief den alten Ruf in's Land, das Eisen
 Ging wieder nackt einher im Sonnenlicht,
 Die Bogensehne klang, die Muschel tönte,
 Krieg war in Schottland. — Aber stumm und starr,
 Verlorenen Blick's, als irrte seine Seele
 In einer fernen Traumeseinsamkeit,
 Blutlosen Angesichtes saß er da
 Und hörbar kaum, wie eines Tiefentschlafenen,
 Im Traume athmend hob sich seine Brust.

Und wieder trat ein Krieger aus den Reihen:
 „Weit ist es zu den Grenzen deines Reichs.
 Der Jäger, der in die Gebirge Nordens
 Des Bären Fährte folgt, sieht Sonn' und Mond
 Oft wechseln, und der wilde Schwan ruht aus,
 Wenn er von einem Meer zum andern zieht;
 Ich werd' die Muschel in den Bergen blasen
 Und Feuer zünden lassen durch die Nacht.“
 Das Wort verhallte wie der Ruf des Adlers
 Im einsamen Gebirg und Fergus schwieg.
 Und näher trat der Krieger auf ihn zu:
 „Der Feind steht an den Marken deines Reichs,
 Ich werd' den Schild im Thal des Clyde schlagen
 Und deine Völker sammeln, Alpin's Sohn;
 Du hörst mich nicht?“ Er hörte nicht, der Laut
 Der Menschenstimmen traf sein Ohr nicht mehr.
 Und um ihn her ward's plötzlich drohend still,
 Das Murmeln war verstummt, und horchend standen
 Die Krieger. Ihre Blicke haften
 Unheimlich leuchtend auf des Königs Antlitz,
 Die Hände ballten sich am Schwert und grollend,
 Wie Wetterstimmen, die von Wolkenrand
 Zu Wolkenrand sich rufen, rollten Worte
 Des Bornes durch das hallende Gemach:
 „Soll Weib und Kind verderben unterm Schwerte,

Die weil der König träumt in seinem Saal? "
 Und näher wogte es und trat es,
 Und enger ward der Kreis um Fergus Thron.
 Da drängte sich, die Schwerter mit den Händen
 Abwehrend mit verzweifelter Gebärde
 Des Königs grauer Waffenträger vor.
 Und mit gewalt'ger Stimme, wie am Lager
 Des Schläfers, über dessen arglos Haupt
 Die Flamme züngelnd geht, der Warner ruft,
 Aus seiner Träume Arme ihn zu reißen
 Aufschreiend rief er in des Königs Ohr:
 „Dein eigen Volk ist wieder dich erstanden,
 Die Schilde tönen, Fergus, hörst du nicht? "
 Da sieh, da sieh! Da war's, wie wenn ein Wetter
 Aus dunklem Wolkenriß ein Sonnenstrahl
 Sich erdwärts senkt, und wandert durch die Thäler
 Und auf der Hügel Rücken hin, und Tag
 Wird's auf dem Weg, den er betreten hat
 Und eilig, eilig kam sie durch die Reihen
 Des Königs banges Kind, angstvollen Schrittes,
 Schreckoffnen Auges, mit gerung'ner Hand.
 Und wie sie schritt und wie sie kam, da sanken
 Die Speere und die Schwerter, und es senkten
 Die Stirnen sich, und eilend, eilend kam sie,
 Und sieh, da stand sie an des Königs Seite

Und schlang die Arme schützend um sein Haupt.
 Fast wie ein Bote jenes großen Geistes,
 Deß Wort noch zitterte im Wiederhall,
 Wie eine Lichtgestalt war sie zu sehen,
 Die aus der Fremde einer andern Welt,
 Ein todtbedrohtes Menschenkind zu retten,
 Herab geschwebt war in das Erdenthal.
 Doch ungesprochen fiel das Wort des Friedens
 Von ihren Lippen — langsam nieder sank
 Die aufgehob'ne Hand — ihr Blick erstarrte —
 Es war, als ob der Erde Schooß entwachsend
 Ein fremd Gebilde plötzlich wunderbar
 Getreten zwischen sie und ihre Welt.
 Sie sah nicht, wie der Krieger Reihen brachen
 Und wie sie flüsternd zu einander traten,
 Sie hörte nicht, wie ihre Waffen klangen,
 Wie ihrer Schritte ferner Schall verstummte,
 Sie fühlte nicht des Greises graue Locke
 Auf ihrer Wange spielen, fühlte nicht
 Des Vaters Athemzug an ihrer Brust.
 Am Aug' des Fremdlings haftete ihr Auge,
 An seinem Blick bezwungen hing ihr Blick. —

2.

Es war geschehn! An's Land gebunden hatte
Der Krieg sein Schiff, und die Geschichte war
An Nordens Küste waffenlaut gestiegen.
Mit einem neuen Schlachtruf auf den Lippen
War sie gelandet und sie trat einher
Mit Siegerschritt, ein nie gesehen Zeichen
Voraus den Völkern tragend, und die Erde
Schwoll auf in Gräbern unter ihrem Tritt.
Und aufgestört in fernen Einsamkeiten
Erschienen neue Völker auf den Wegen
Der Mitternacht und fremde Zungen riefen
Sich an auf Nordens Moor. Da war das Schwert
Das römerbändigende nicht mehr gut.
Die Lanze splitterte am Stamm des Kreuzes,
Und machtlos fiel die alte Keule Schottlands
Auf's Haupt des Gottgewappneten herab.
Und hingestreckt auf ihres Meeres Ufer
Vom Kreuz erschlagen lagen Fergus Krieger,

Im Kampfe der Verzweiflung, des Entsetzens
Gefallen lagen sie, das Angesicht
Nach Norden hingewandt, wo Fergus Klippe
Im Nebel aufstieg über's blut'ge Meer.
Er aber stieg nicht nieder, seine Völker
Zu rächen, seiner Halle schweigend Thor
That sich nicht auf, und stillen Flügels kreiste
Der Adler um den Fels zu Dunstfahne.
Denn mit dem Speer im Herzen faß er drinnen
Der alte Held, wie ein verwundet Raubthier
Und schaute auf sein rinnend Blut herab.
Das Wort war groß in seiner Brust geworden
Es lebte und es regte sich.

Dem Kinde aber gleich, das am Gestade
Der wetterdunklen See, auf der im Sturm
Das Meerschiff ringt — der bunten Muschel nachspürt
Und hört den Todesruf des Schiffers nicht,
Und hört, entschlafen in der Lust des Spieles,
Durch seine stillen thalwärtszieh'nden Träume
Das Meer mit seinen Leichen grollend wandern,
Und weiß nicht, was es ist: — Ein Menschenkind,
Vor seines Schicksals ausgeworf'nem Loose,

Ein ahnend Weib, dem Wunder seines Herzens
Nachsinnend, träumte sie der Welt vergessen
Die Königsmaid, derweil ihr Volk verdarb,
Und hörte nicht den schweren Schritt des Krieges
Verderbend über Schottlands Haide gehn,
Und hörte nicht die Stimme ihres Volkes
Verhallen unterm Nasen allgemach.
Dem Blick des Fremdling's, seiner Stimme Lauten
Sann ihre Seele nach, ihm schlug ihr Herz
Und heimlich sehnend riefen ihre Wünsche
Den fremden Mann, den Feind des Vaterlands.

Er aber sah aus feinen Banden lächelnd
Empor zu seinem Gott. Ihm schwieg die Welt
Ein heilig Schweigen und die wilden Herzen
Der Menschen schlugen nicht in sein Gebet.
Er sah empor von Fergus stiller Klippe
Dem Pilger in der dunklen Wildniß gleich,
Der zu dem Sterne seiner fernen Heimath
Pfadsuchend aufschaut aus der fremden Nacht.
Und hoch im Lichte über dem Gestirne
Der Mitternacht sah er ihn strahlend wandern
Den Kreuzesgott, wie er sein Herz still blutend
In offner Brust um seine Welten trug.

Da gingen leise Schritte durch die Halle
Auf Dunststaffnuge. Sie traten still und heimlich,
Sie nahen schlichtern und sie rasteten,
Als ob die Furcht sie zögernd schritt, als ob
Ein Herz mit ihnen hordchend stille stünde.
Und leise athmend in der Halle Dunkel
Stand Fergus blasse Maid. Was trieb sie nun
Im ernen stimmenleeren Haus des Königs?
Was störte sie aus ihrer Mädchenklause
Mit scheuem Fuße in die Einsamkeit?
Und leise trat sie aus der Pfeiler Schatten
Und kam daher, wie ein bang' zitternd Kind,
Das einer fernen Zauberstimme Locken
Verlorenen Herzens in's Verderben folgt.
Da plötzlich rastete ihr Fuß am Boden,
Ihr Blick ward groß und ihre Brust ging hoch:
Im Licht der Halle stand er wieder da
Der fremde Mann mit seinem mächt'gen Lächeln
In wunderbarer Menschenmajestät.
Ihm gleich kein Mann in ihres Vaters Reichen,
Ihm gleich kein Mann in Nordens weitem Gan,
Ihm gleich kein Mensch, der an der Brust des Weibes
Die Sterblichkeit getrunken und den Tod.
Und näher immer trat das Heidenmädchen
Und stand und sah ihn an. Wie seltsam tief

War seiner Augen Blick! Was mocht' er schauen
 Im leeren Raum des Himmels über sich?
 Was mocht' es sein, daß ineinander fassend
 Sich seine Hände hielten? Und es regte
 Auf seinen Lippen sich so wunderlich,
 Als sprächen sie mit einem frommen Horcher
 Die Sprache einer unbekannten Welt! —
 Da klang es furchtsam leise neben ihm,
 Und zitternd stahl sich eine Menschenstimme
 In sein Gebet: „Was sinnst du, fremder Mann?
 Wie eines Kummervollen geht dein Gang
 Durch meines Vaters Hallen und zum Himmel,
 Wie eines Träumenden hebt sich dein Blick.
 Denkst du des Vaterherdes in der Ferne,
 Sinnst du den Liebern deiner Heimath nach?
 Mir faßt's das Herz, wenn ich dich trauern sehe
 Und deinen Schmerz zu forschen treibt's mich an.“
 Und wie im Kampfe mit sich selbst erstarrt
 Rasch drängte sich das Herz auf ihre Lippen:
 „Unseliger! An meines Vaters Strand
 Dein schwaches Schiff zu binden! Wußt'st du nicht,
 Daß nur der Flüchtling, der die Trauerkunde
 Zur Heimath trägt, aus unsern Schlachten kehrt?“
 Wohl sah sie horchend zu ihm auf, die Lippe
 Noch offen von dem warm gesprochenen Wort;

Wohl stand ihr Herz im Busen lauschend still.
 Er betete und hatte nicht gehört.
 Verklungen war ihr Wort in seinen Himmeln,
 Wie eines Kindes Stimme über'm Meer.
 Und lange haftete der Jungfrau Auge
 Stillforschend auf des Fremdlings Angesicht,
 Als suchte sinnend sie das Götterzeichen
 Zu deuten sich auf seiner Menschenstirn.
 War es ein Schmerz, war es ein tieferummer,
 Was ihm den Trost der Männer aus den Augen
 Genommen? War's der königliche Stolz
 Des Sterbenden, der seine Blicke lächelnd
 Hoch über seiner Feinde Haupt erhob?
 Und wie sie zu ihm sah und zu ihm blickte,
 Da stieg das Blut des Herzens roth und röther
 In ihre Wangen, und heraufgepöhl
 Aus ihrer Seele Tiefen stand es plötzlich
 Auf ihren Lippen: „Fremdling! Ich versteh'
 Was dir das Herz bewegt! Weit hinter dir
 Geblieben ist die Erde deiner Heimath
 Und Alles, was sie trägt, liegt hinter dir.
 Du siehst des Vaters graue Haare trauern
 Im öden Haus, im schweigenden Gemach
 Und heimlich weinend deiner Mutter Augen
 Hinausschau'n auf das segellose Meer.

Doch über allen Ländern stehn die Sterne,
 Und über alle Himmel geht das Licht,
 Und zu dem Küniglein, das auf seine Wiege
 Einst niedersah im stillen Heimathsthal,
 Von ferner Sturmeswoge blickt der Schiffer
 In seines Lebens letzter Nacht empor.
 Blick' um dich, deines Vaterlandes Sonne
 Scheint auch auf Nordens Gau.“ Und raschen Schritt's
 Dem Kind der Wildniß gleich, das muthig plötzlich
 Zum Fremdling tritt an seines Vaters Herd
 Und legt die Hand an seines Kleides Falte,
 Dicht an den Pilger trat das Scotennädchen
 Und seine Stimme zitterte nicht mehr:
 „Wirf deine Sorgen weg! Was treibt dein Herz
 Noch auf der Fluth? Was suchen deine Augen
 Am Himmel den zurückgelegten Weg?
 Des Mannes Heimath ist, wo er sie bauet!
 Der Däne stürzt den Stamm der greisen Tanne,
 Die seinen Herd Jahrhunderte geschirmt,
 In's Meer und neue Küsten geht er suchen
 Weit weg vom alten Strand, der ihn gebar.
 Aus Meeresweite kommt der eh'rne Römer
 Und thürmt den Markstein in des Nordens Schnee,
 Und mit den Stürmen und den Wandervögeln
 Landsuchend treibt der Inseln schwaches Schiff.

Wisch deines Kammers Schatten weg, im Hause
 Der Könige darf Niemand traurig sein.“
 Und wie sie vor ihm stand, in stummem Flehen
 Die Hand erhoben, und er sah sie nicht
 Und in ihr Aug' stillglänzend trat die Thräne,
 Da war's das Menschenbild der Sterblichkeit,
 Da war's das Weib, das sehnennde des Staubes,
 Das aus der Nacht der Erden mit den Armen
 Der Menschenliebe in den Himmel greift.
 Doch horch, es wurde plötzlich wach und laut
 In Fergus Halle! Eine Hornesstimme
 Tief grollend ging im Echo durch den Saal.
 Und wieder und zum dritten Mal; und Schritte
 Wie eines eilig Nahenden, und Fergus
 Stand in der Halle.

Und er war ein Grau'n
 Und ein Entsetzen war er anzusehn!
 Zerrauft sein graues Haar, sein Kleid zerrissen,
 Wie eines Todten farblos sein Gesicht,
 Verstört sein Blick und seine Lippe zuckend
 Und leuchtend rang's in seiner Brust. So steht
 Das speer-, en-, ne Raubthier todeschauernd

Auf seinem Lager in der Waldesnacht,
 Und sucht, den Tod von sich zu scheuchen, rächend
 Den alten Schreckensruf in seiner Brust.
 Aus welchem Kampfe aber kam er heim
 Der graue Held, von welchem Schlachtfeld schwankte
 Sein matter Gang zurück zum Herd? So zeichnet
 Kein sterblich Schwert die Stirne seiner Opfer,
 So bricht den Menschen keines Menschen Hand,
 So kann der Mensch sich selber nur vernichten
 Zweikämpfend mit sich selbst in eigener Brust.
 Da starrten plötzlich Fergus irre Blicke
 Und über seine Wangen zog es hin
 Wie einer Flamme jäh'her Schein. Ein Lächeln,
 Ein schrecklich Lächeln trat auf seinen Mund,
 Blut schoß in seine Stirn, die Halle dröhnte,
 Er hatte seinen Feind gesehn! „Du bist's!
 Du bist es, Feigling, mit des Weibes Stirne,
 Den ich gesucht!“ Und mit erhob'ner Hand,
 Aufbrüllend wie in seiner Qualen plötzlich
 Erwachsendem Gefühle, stürzt' er vor:
 „Du hast, Verfluchter, mir mein Mahl vergiftet
 Und einen Geist in meinen Schlaf gestört!“
 Und rachefernend und verderbenheischend,
 Weitgreifend öffneten sich seine Arme
 Und schlossen über ihrem Opfer sich.

Doch nicht des Feindes heißersehntes Herz
 Hielt er umfaßt in seinem Grimme. Gebrochen,
 Wie eine Taube von des Adlers Fängen
 Umklammert lag sein eigen zitternd Kind
 An seiner Brust und mit dem Heldenblicke
 Des Weibes, das, zu retten seine Liebe,
 Dem Tod entgegen eifernd sich geworfen
 Sah es empor zu ihm und lächelte —
 Da sanken König Fergus Arme nieder,
 Und plötzlich schwach und sanft, wie die Verzweiflung
 Wenn sie die Liebe in die Arme faßt,
 Tief auf des Mädchens Schulter niedersinken
 Ließ er sein hohes schlachtengraues Haupt:
 „Ich höre Geister schreiten durch die Nacht,
 Ein fremdes Leben wird um mich geboren
 Und einsam schauernd steh' ich da allein,
 Zurückgeblieben aus der Nacht der Väter.
 Vom Lager schreit's mich auf bei näch't'ger Weile
 Es sitzt beim Mahle flüsternd mir zur Seit',
 Es singt den Schreckenstein in's Lied des Varden
 Und ob ich stark bin meines Feindes Leib
 Aufschwingend an den Felsen zu zertrümmern,
 Ich kann das Wort mir aus der Brust nicht reißen.
 Ich werd' ihn in des Meeres Tiefe stürzen,
 Daß sein Gebet, ein Spiel der Sturmesnacht,

Von Land zu Land soll treiben unbestattet,
 Wie eines Feiglings unbeweinter Leib!
 Die Mädchen Schottlands sollen ihn verhöhnen,
 Und mit der Bogensehne will ich ihn
 In's Moor zum wilden Stiere jagen lassen
 Und zu der Haidewölfin gier'ger Brut!
 Ich werd' des Himmels ungeheuren Raum
 Mit seinem Angstschrei füllen!" Und die Flammen
 Des Grimmes schlugen wieder in sein Aug'
 Und, wie im Irrsinn vor sich tastend, suchte
 Er seines Feindes Leib. Da richtete
 Die Jungfrau sich in seinen Armen plötzlich
 Empor, wie ein beleidigt Weib und wich
 Und trat zurück und streckte ihre Hände
 Mit Abscheu gegen ihn: „Mir bangt vor dir,
 Ich seh' dich an und kenne dich nicht mehr!
 Mir bangt vor dir, Blut ist in deinem Auge,
 Ein schrecklich Lächeln steht auf deinem Mund!“
 Und immer weiter wich sie rückwärts schreitend,
 Als säh' sie in des Mannes grimmen Zügen
 Entsetzt des Vaters Angesicht nicht mehr:
 „Wie hätt' ich Muth, an deine Hand zu fassen,
 Die schreckliche, verderbenbringende?
 Wo fand ich Zitternde das Herz des Mannes
 Dir furchtlos und vertrauend mich zu nah'n?“

Doch ängstlich wachend, spähend hasteten,
 Wie Wächter seiner Seele, ihre Blicke
 Auf Fergus Angesicht; und plötzlich trat sie
 Schreckeil'gen Schrittes wieder auf ihn zu
 Und schmiegte sich in seine Arme: „Tödt' ihn!
 Mich kümmert's nicht, mögst du ihn auch verderben,
 Das Glück des Schwerts gab ihn in deine Hand.
 Ich aber bin im wilden Kreis' der Männer
 Ein furchtsam Mädchen, mutterlos allein
 Und habe Nichts, dem Schrecken zu entfliehen,
 Als meines Vaters Brust. Beim wilden Klang
 Der Waffen bin ich zitternd aufgewachsen,
 Des fremden Kriegers Sterberuf im Moor
 Verschleudte mir den Kindertraum vom Lager,
 Mein Fuß ward roth beim Spielen in der Flur.
 Ich hab' des Meeres Todte ziehen sehen,
 Die Stirne weiß den Wolken zugekehrt,
 Ich hab' im Sturm das Haar der Thalgefall'nen
 Sich flechten sehen zu der Tanne Bart.
 Wo soll ich hin, dem Grauen mich zu bergen,
 Wenn du den Tod in deiner Brust ernähr'st?
 O, tödt' ihn nicht!“ Und um die ries'gen Schultern
 Des finstren Kriegers kindisch schmeichelnd schlugen
 Sich ihre Arme und sie zog sein Haupt
 Hinab bis auf ihr glühend Angesicht:

„D, tödt' ihn nicht! Ein ruhmlos schlechter Kampf
 Um den Besitz der Stunde ist sein Leben,
 Und schnell vernarbt im Nasen sich die Stelle,
 Wo ungekannt der Pilgersmann versinkt.
 Dein Name wird die Zeiten überdauern,
 Bis in das Ohr der fernsten Nachwelt wird
 Des Liebes Stimme deine Thaten rufen,
 Du wirst noch leben über deinem Grabe
 Die ewigen Jahrhunderte des Ruhms.
 D, tödt' ihn nicht! Noch manch' gebrochen Schiff
 Wird dir die Welle an das Ufer tragen,
 Noch manches Haupt schmückt dir der Stolz der Mutter,
 Des Weibes lange Hand am fernen Strand.
 Und hast du nicht dem Ruhm der Männer endlich
 Genug gethan? Der Leib des Dänenkriegers
 Weist deines Schwertes mächt'ge Spur, der Römer
 Liegt hingewürgt am Fuß des Pictenwalls,
 Und weineud stehn am Ufer Erins Mädchen
 Und rufen ihre Todten über's Meer.
 Du hast genug gethan für alle Zeiten,
 Du bist unssterblich und gehörst dem Lied,
 Und wie die Sterne überm Thale stehn
 Unwandelbar, kein Meersturm löscht sie aus,
 So stehn deiner Jugend Thaten leuchtend
 Hoch über der versunkenen Zeiten Nacht.

Laß deine Hände ruhen von der Arbeit
 Der blutig schrecklichen.“ Und wie sie schmeichelnd
 Die Arme des Gewaltigen umstrickte,
 Und lächelte zu seinem finstern Anlitze
 Empor und schmiegte sich an seine Brust,
 Da war's zu sehn, wie wenn ein Menschenkindlein
 In dem Gefühle seiner Göttlichkeit
 Das starke Thier des Waldes muthig faßt,
 Es war das Weib, das mit dem Manne spielt.
 Und wie ein Ringer seinen kampfesmüden
 Erschöpften Feind noch einmal heiß umklammert,
 Und mit ihm ringt die Hoffnung und die Furcht,
 So ängstlich flehend, siegesmuthig drängend
 Noch einmal auf die wortesteeften Lippen
 Des Kindes wagte sich der Jungfrau Herz:
 „Verdirb ihn nicht, verdirb ihn nicht, der wehrlos
 Und heimathlos an deinem Heerde steht!
 Genug, genug des Bluts hast du vergossen,
 In deines Fußes Maal steht es gesammelt,
 Es steigt im Nebel auf um deinen Saal,
 In deine Hände, wie der Rost des Schwertes
 Hat sich's gefressen. Laß den Pilger leben!
 So Viele schon sind ihrer unterm Nasen,
 Die um das Licht der Sonne zu dir rufen. G1.
 Laß nicht den Tod sein schaurig Bett sich rüsten, G1

Bis unter deines Herdes heil'gen Stein.“
 Da zuckte Fergus in des Mädchens Armen
 Und richtete sich auf und sah sie an,
 Und ein Entsetzen war in seinen Zügen.
 Sie aber rang mit seinen mächt'gen Händen
 Und hielt sie fest umfaßt: „Du bist der Schreck,
 Du bist der Jammer und der Fluch gewesen,
 Du hast den Menschen und sein Glück gejagt,
 Wie ein gehegtes ruheloses Wild,
 Sei das Erbarmen, laß den Fremdling leben!“
 Da riß sich Fergus los. Das Wort, das Wort,
 Das mächt'ge, herzverderbende des Pilgers
 Auf seines Kindes Lippen stand's und wüß,
 Den schwachen Leib des Mädchens von sich stoßend,
 Griff er in sein gesträubtes graues Haar,
 Und stürzte fort, als wälzten sich die Donner
 Des Christengottes seinen Spuren nach.

Und er war fort! Und immer schwächer schallten
 Verhallend in der Ferne seine Schritte.
 Und leise athmend, horchend stand das Mädchen
 Und stand und horchte mit gesenktem Kopfe;
 Und plötzlich jubelblickend richtete

Ihr Antlitz sich empor; die Schritte gingen
 Nicht mehr! Und eilig mit der Hast der Hoffnung,
 Und drängend mit der Seelenangst der Liebe
 Erfasste sie des Pilgers Hand und zog ihn
 Gewaltfam fort: „Komm, eh' er wiederkehrt,
 Eh' seine wilden Krieger mit ihm kommen.“
 Und wie ein lang' bekämpftes Weh sich endlich
 Im Schrei befreiend von der stolzen Lippe,
 Brach ihre Lippe mächtig aus den Banden
 Der jungfräulichen Scheu: „Du wirst nicht sterben,
 Mit meinem Leben werd' ich vor dir stehn,
 Mit meiner Brust will ich dich schirmend decken,
 Mit meinen Händen will ich ihre Schwerter
 Von deinem Haupte wehren! Fremder Mann!
 Ich kann nicht leben, wenn sie dich verderben.“
 Vergeblich aber faßten ihre Hände
 Ihn liebesmächtig an, vergeblich rief's
 Aus ihres Herzens Tiefen seelenrufend
 Zu ihm empor. — Er fühlte nicht, wie warm
 Des Lebens Finger an ihn tastete,
 Er hörte nicht, wie ihn die Menschenstimme
 Rief mit der Liebe Heimathsruf — er horchte.
 Er horchte in die Einsamkeit hinüber,
 In der das Opfer seines Gottes rang.
 Und plötzlich war's, als sei von todter Welle

Des Schalles ausgespült, ein ferner Laut
Gedrungen an sein Ohr — er fuhr empor
Und schritt und ging! Da warf das Heidenmädchen
Entgegenblickend sich in seinen Weg,
Und hielt ihn fest und schränkte ihre Arme
Um seinen Leib: „Willst du dem Rasenden
In seiner Einsamkeit entgegen treten?
Unseliger! Du gehst dem Tod entgegen!“
Er aber richtete sich mächtig auf
In ihrer Arme ohnmächtigen Banden
Und schritt und ging den Weg, den König Fergus
Gegangen; und verschwand!



3.

Zu Dunstaffnuge auf der Klippe drängten
Sich Haupt an Haupt die hohen Scotenkrieger,
Sie drängten sich und regten sich dumpf murmelnd
In Fergus Saal und scharten sich wildblickend
Um Fergus Thron, und immer neue Schilde
Und immer neue nahende Gestalten
Verfinsterten der Halle Thor, und Wehr
An Waffe, Stimm' an Stimme reichte sich's.
Und Fergus saß auf seines Schildes Bogen
Gelehnt, und über's schwertgespalt'ne Erz
Floß seines Bartes graue Locke nieder.
Da ward es still im Saal und wie der Schaum
Der Woge, wenn sie rollend am Gestade
Gelandet, löste sich's vom Menschenknäuel
Und weiß im Bart und weiß im Haare standen
Die Scotengreife vor des Königs Thron:
„Fergus, Sohn Alpin's! Deiner Krieger Weiber
Sind mit gelöstem Haar zu uns getreten

Und hilfesuchend hat das Kind des Todten
An unsrem Kleid gezerrt. Es geht ein Feind
Mit blut'gem Siegerschritte über Schottland
Und deine Völker rufen laut nach dir!"
Und in der Schaar der weißen Krieger wieder
Erhob sich eine Stimme: „Alpin's Sohn!
In Nordens Land ist eine Mähr geschollen
Und geht von Gau zu Gau. Die stolze Lippe
Des Kriegers weigert sich, sie nachzusprechen
Und schüchtern künden sich's die Mädchen Schottlands,
Wie eine Schande ihres Vaterlands.
Es klagt die Mähr und klaget dich an, Sohn Alpins,
Du habest eines fremden Sängers Lied
Dein Ohr geneigt und träumst an deinem Schilde
Dem Wort des Friedens nach, derweil der Krieg
Einkerzelt auf den Gräbern deiner Väter."
Das Wort verhallte und die Halle schwieg.
Und wieder und zum dritten Mal tief tönend
Scholl eine Stimme aus den grauen Reih'n:
„Fergus, des Alpin Sohn! Die Todten stehen
Bei Nacht auf ihren Gräbern in der Haide,
Und vom Gebirge schauend steht man hoch
Ein Kreuz an deinen Marken aufgerichtet.
Die Todten aber strecken ihre Hände
Anklagend gegen dich und von der Klippe,

Auf der die Halle deiner Väter steht,
Da ruft ein Fremdling mit erhobnen Händen
Die Donner seines Gottes über uns."
Da richtete sich Fergus Stirne langsam
Vom Rand des Schildes auf, und wie ein Schläfer,
In dessen Traumestiefe aus der Höhe
Des Lebens dumpfen Schalls ein Wort gefallen,
Sah er empor und sah umher im Kreise
Und sah den Sprecher an und langsam wieder
Vorüber neigte sich zum Schildesbogen
Sein Haupt herab und sank auf seinen Arm.
Und durch das offne Thor der Halle wehte
Der Wind vom Meer herein und regte leise
Des Königs Bart und aus der Tiefe hörte
Man dumpf herauf der Wellen tausend Füße,
Wie sie die alte Wacht am Ufer schritten,
Und es war still im Saal auf Dunstfahne.
Da richteten die Greise sich empor
Und über's Haupt des Königsträumers streckten
Sich ihre Hände aus: „Steh' auf! Wir sind
Gekommen, wie des Meeres weiße Vögel
Sturmkündend vor das Haus des Menschenschläfers.
Steh' auf! Es steigt im Mittag eine Wolke
Von Völkern dunkel über Schottlands Haide
Herauf, und ihrer Speere Blitze leuchten

Auf Nordens stillem Schnee. Fergus, steh' auf!
 Wir rufen dich mit deiner Siege Schlachtenruf,
 Mit deiner Krieger wildem Kampfschrei,
 Wir rufen dich mit deines Volkes Jammer,
 Mit deiner Weiber Thränen, mit dem Angstschrei
 Des Sterbenden; steh' auf und rett' dein Volk!"
 Da drängte es sich mächtig durch die Reihen
 Und aus gewalt'ger Brust brach eine Stimme:
 „Steh' auf, denn du mußt sterben, Scotenkönig!“
 Und vor des Thrones Stufen stand der Garde.
 „Steh' auf, steh' auf! In Wehr und Waffen rauschend
 Kommt sie heran die Stund', zu der dein Leben
 Dem Heldentod entgegen sich gegipfelt.
 Steh' auf und schmück' dich, König meiner Vieder,
 Sie ist gekommen deine Kriegerstunde,
 Und du mußt sterben! Mit der nackten Brust
 Hast du den Tod auf allen Feldern Nordens
 Umsonst gerufen in der Völkerschlacht,
 Hoch am Jahrhundert hast du dich unsterblich,
 Weiß von dem Staub der Erde aufgerichtet,
 Und deine Jahre nahen keinem Ende,
 Und nirgend öffnete sich dir ein Grab.
 Denn weit vom Ufer, wo im Sand der Erde
 Dem Schaum der Woge gleich, das ringende
 Geschlecht der Menschen sich begräbt, ein Held

Sollst du versinken auf des Ruhmes Höhn,
 Wie ein gewaltig Meeresschiff, eine Woge
 Aufwühlend in die Zeit. Steh' auf, steh' auf!
 Von allen Bergen wandert strahlenglühend
 Das Eisen nieder und in's Thal hinab
 Steigt mit der Stierhaut und der Bogensehne
 Der alte Krieg. Komm, wie ein Festmahl ist
 Im schimmernden Geräth die Schlacht gerüstet,
 Die Schilde tönen und die Muschel ruft!
 Noch einmal wollen wir dem Feinde stehen
 Zwei Hühnen Nordens, die die Mitternacht
 Zurückgeboren aus geborst'nem Schooße
 Kampfabend in's Gewühl der Völkerschlacht.
 Noch trifft dein Speer, noch flammt dein Schwert den Tod,
 Noch ist des Liedes Stimme mir geblieben,
 Mein wildes Schlachtenlied aus alter Zeit,
 Und wie des Himmels sturmzer Schlagnes Wetter
 Noch aus der Ferne schreckenmahnend großt,
 Will ich Entsetzen in die Feinde rufen,
 Wenn sie mein Arm nicht mehr erreichen kann.“

Da regte es sich eilig durch die Reihen
 Und athmete mit Macht und leuchte näher

Und schweißbedekt, den blut'gen Staub des Kampfes
Im Angesichte, brach ein Scotenkrieger
Vor Fergus nieder: „Alpin's Sohn, der Feind!
Von Massen starrt das Meer, von Schilden glänzen
Die hohen Borde, wie ein Schneesturm kommt
Der Segel ungeheures Heer gezogen,
Und Schiff an Schiff legt sich an deinen Strand.
Und aus der Haide tauchen Kriegerschaaren
Herauf und steigen vom Gebirge nieder,
Und murmelnd wie die nah'nde Fluth des Meeres
Aus allen Himmelsfernen wälzt es sich
Heran.“ Da ward sein Wort nicht mehr gehört.
Ein Schrei des Jubels raffte sich vom Boden
Der Halle auf und taumelte empor,
In tausend Stimmen lodernd wie die Flammen
Des Waldbrands, wenn sie zu den Wolken schlägt.
Und Fergus stand auf seines Thrones Stufe
Hochathmend da, mit jubelnder Geberde,
Wie ein Erlöster, der die Sklavensessel,
Die ihn geknechtet, plötzlich freihheitschauend
An seinem Leibe niedergleiten fühlt.
Und um ihn her in wilden Kreisen wogten
Die schlachtenheischenden ergrimmtten Krieger,
Und von der Klippe über's Meer hin wälzten
Dem Feinde sich entgegen ihre Stimmen,

Wie eine sturmgeflügelte Cohorte
Verderbenkündend und verderbenfroh.
Und wie als wüchß' das Schwert in Fergus Hand
Von einer unsichtbaren Macht getrieben
Hob es sich auf und hob sich über ihn,
Wie eine Kriegesfackel weithin leuchtend
Und schlug den Schild. Und mit gewalt'gem Streiche
Schlug es ihn wieder, daß er laut erdröhnte,
Und hob sich auf, noch einmal ihn zu schlagen;
Da lief ein Bittern über Fergus Leib,
Das Lächeln blich und schwand aus seinen Zügen,
Und von der Waffe Wucht herabgezogen
Sank seine Hand. Den stumm gewalt'gen Blick
Auf ihn gerichtet, stand der fremde Pilger
Vor ihm. Den Blick auf ihn gerichtet stand er
Im Kreis' der Waffen leuchtend wieder da,
Wie damals, da er seines Gottes Donner
Gewaltig in die stummen Reihen schlug.
Doch nicht der Stolz des Gottesstreiters mehr,
Nicht mehr das siegbewusste Lächeln lag
Auf seinem Angesicht, wie ein Erbarmen,
Wie ein stillsinmend, seelentieftes Trauern
Sah es aus seinen Zügen zu dem Antlitze
Dem schreckenstarrenden des Königs auf.
Und Fergus zitterte an seinem Leib,

Und seine Augen irrten hilfseuchend
 Umher und kehrten ängstlich immer wieder
 Zu der stummnahenden Gestalt zurück,
 Und es war anzusehn, als krümmte sich
 Unter des Fremdlings Blicken seine Seele.
 Und mit der Angst des wachsenden Entsetzens,
 Das in dem Laut, dem lebentönenden
 Der Stimme einen Kämpfer für sich aufruft,
 Kam es von Fergus schreckensbleichen Lippen:
 „Was willst du? Meine Krieger rufen mich.
 Geh', geh'!... Mein zürnend Volk verlangt nach mir.
 Was suchst du mich in der Ergrimnten Mitten?
 Ich kann den Friedensworten deines Gottes
 Nicht länger horchen, in die Schlacht der Menschen
 Zurück führt mich mein Weg. Was siehst du mich
 Mit stummen Augen an, Entsetzlicher?
 Geh', geh'!“ Und wie ein Rückwärtsweichender,
 Der seine Waffen in den Weg des Feindes
 Abwehrend schleudert, warf er stinmenzitternd
 Die Worte zwischen sich und den Gewalt'gen,
 Der mit dem Blick in seine Seele schritt.
 Und aus der Tiefe näherkommend hörte
 Man den gewalt'gen Tritt der Schlacht. Man hörte
 Wie sie die Speere brach, wie sie die Schilde
 Zertrümmerte, wie sie die Brust des Kämpfers

Zertrat und sturmesbrausend über ihr,
 Wie eine Schaar von Geistern grimmig kämpfend
 In sich verschlungen, treiben ihre Stimmen
 Und treiben über Fergus Klippe fort.
 Und immer hasteten des Fremdlings Blicke
 Noch auf des Königs blutlosem Gesicht,
 Als nisteten sie sich in seine Seele
 Und drängend, rathlos eilig, sinnlos hastig,
 Ein zitternd Fleh'n, ein angstlos Drohen kam es
 Von Fergus schreckensbleichem Munde: „Geh'
 Geh', geh'! Kein Speer soll hinter dir sich heben,
 Verwischen will ich deine Spur im Sand,
 Kein spähend Aug' soll deinem Pfade folgen,
 Geh', Mann des Schreckens, geh!“ Da thaten sich
 Des Fremdlings Lippen plötzlich auseinander
 Und redeten: „Was ringst du, schwacher Kämpfer
 Mit dem gewalt'gen Gott in deiner Brust?
 Dein banges Herz verzagt und deine Seele
 Verdirbt, — was bäumst du dich in Gottes Armen,
 Du graues Menschenkind?“ Und langsam, wie
 Einhergeh'nd auf der Spur, die seine Worte
 Getreten in die Brust des Opfers, schritt er
 Und nahte durch die stummen Kriegerreihen
 Und stand vor Fergus Thron: „Ich ruf' dich, Fergus!
 Ich rufe dich vom Kreuze des Erbarmens

Mit meines Gottes fleh'nder Menschenstimme,
 Und rufe dich mit meines Gottes Zürnen
 Aus seiner Himmel grimmestiefer Brust!
 Ich ruf' dich mit dem Jubel der Erlösten
 Und mit dem Jammer der Verdorbenen,
 Ich ruf' dich mit dem Donner des Gerichtes
 Und mit dem Wehruf der Gerichteten!
 Steh' auf und richt' dich über deine Völker
 Am Kreuze auf, und ruf' das Wort des Friedens
 Hernieder in den Krieg. Tritt auf den Schild
 Am Boden, steig' auf deines Thrones Sessel,
 Kimm auf die höchste Zinne deiner Burg
 Und wirf das Schlachtschwert unter deine Krieger
 Und heb' die leeren Hände über dich,
 Der Christengott geht über Nordens Felser
 Und seine Augen suchen dich!" Und sieh!
 Da plötzlich in der Menschenlichtung stand
 Das Scotenmädchen — und es sah sich um
 Mit suchenden, erwartungswilden Blicken
 Und plötzlich färbten seine Wangen sich
 Und mit dem Schrei der Mutter, die ihr Kindlein
 Am todesjähren, schwindlen Abhang faßt,
 Schläng es die Arme um den Leib des Pilgers:
 „Zie werden dich erschlagen! Siehst du nicht,
 Wie ihre Blicke schrecklich drohend leuchten?

Komm! Komm!" Und ängstlich drängend zog sie ihn
 Mit des Entsetzens schreckensstarken Händen:
 „Sie werden dich erschlagen, wenn du zögerst.
 Komm! Komm!" Und in ihr ängstlich stürmend Fleh'n
 Schlich es sich schmeichelnd plötzlich und verlockend:
 „Ich werd' dich führen, wie ihr blutend Kind
 Die Mutter heimführt aus der Schlacht der Männer,
 Ich werd' dich führen, wie das Kind des Kriegers
 Den greisen Vater durch die Haide führt.
 Komm! Komm! Ich werde horchend bei dir wachen,
 Wenn du mit deinem Gotte sprichst, ich werd'
 Das fremde Wort von deiner Lippe lernen
 Und seinen Namen leise flehend rufen,
 Wenn du im Schlummer liegst. — Sie seh'n dich an
 Und ihre Augen leuchten schrecklich drohend.
 Sie werden dich verderben. Komm! Komm!"
 Er aber sah in König Fergus Züge
 Stillsinnend mit dem Blicke des Lebend'gen,
 Der lebenspähend auf dem starren Antlitz
 Des Todes weilt, und König Fergus regte
 Sich nicht, und seine Lippen blieben stumm.
 Da war's, als zög' ein Schatten unterm Lichte
 Der Sonne plötzlich über Fergus Klippe,
 Er senkte sich, wie eine ries'ge Hand,
 Von oben auf des Königs blasse Stirne

Und goß sich über seine Glieder aus;
 Und stüthete geräuschlos durch die Halle,
 Wie eine Woge aus dem Meer der Nacht,
 Die in des Tages Sonnenlicht gebrochen.
 Und wo der Fremdling in der Menschenschranke
 Gestanden, war ein leerer Raum. Er schritt
 Dem zieh'nden Schatten nach in seines Gottes
 Verderbenstillen Zorn gekühlt und ging
 Und vor ihm öffneten sich stumm die Reihen
 Und senkten sich die Speere und die Blicke.
 Und 's war zu sehn, als ging ein Todesengel
 Still durch die Reihen der Lebendigen.
 Doch wie mit unsichtbaren Zauberverbänden
 An ihn gefesselt, schritt das Heidenmädchen
 Auf seiner Spur. Es folgte seinen Schritten,
 Wie traumverloren, durch die stille Halle,
 Aus seines Vaters Haus, aus seines Lebens
 Gebroch'nem Kreis' und schaute nicht zurück,
 Und ging und folgte ihm und hatte Alles
 Vergessen hinter sich, und hatte Alles
 Vergessen um sich her. So wandert still,
 In seines Lebens tiefem Traum verloren,
 Das Kindlein hinter seiner Mutter her,
 Der Zukunft unbekümmert und vergessen,
 Und ein Gesetz, ein heilig mächtiges

Zwingt seine schwachen Füße in die Spuren,
 Die ihm die Liebe in das fremde Leben
 Und in die Welt, die grenzenlose tritt.
 Da plötzlich rastete des Fremdlings Fuß,
 Er wandte sich und streckte seine Hand
 Rückweisend aus, dem Heidenkind entgegen:
 „Was wirfst du deinen Menschenschatten, Weib,
 Auf Gottes lichten Weg? Laß ab von mir!“
 Und wandte sich und ging; und er war fort! —

Und wie das Gras der Haide, das der Wandrer
 Geknickt, sich langsam wieder hinter ihm
 In seines Fußesodem Maal erhebet
 Und richtet sich empor und reckt sich leise
 Bis es der Zug des Windes wieder sagt:
 So langsam richteten sich Mann an Mann
 Die Krieger auf und streckten sich wie prüfend
 Und regten sich und murmelten, und plötzlich
 Von tausend Stimmen loberte die Halle!
 Hoch auf der Schilde wandernd Dach gehoben
 Trieb König Fergus auf der Menschenwoge
 Und trieb mit ihr den Saal hinab und wogte
 Mit ihr und wälzte sich mit ihr hinaus.

Und wie des Meeres Schooß verlangenbrüllend
Den Strom verschlingt, der eifernd ihm entgegen
Die Wasser seiner fernen Quellen trägt,
So stimmenrollend, Kampfesjubel brausend
Verschlang die Schlacht den Schritt der Scotenkrieger;
Und es war still im Saal auf Dunstaffnaga.
Und in der leergeword'nen Halle
Stand jammerstill die blasse Scotenmaid!
Wie eine Fluth war's über sie gegangen
Vernichtungbrausend, ihres Herzens Stimmen
Verwirrend, ihres Lebens Bilder stürzend,
Wie eine Fluth, die sie von grünem Strand,
Ein spielend Kindlein fortgeführt und ferne
An klippenstarrer Küste ausgespült.
Und wie im Ohr des Wellenausgeworf'nen
Die Todeswoge, die ihn grollend trug,
Noch immer rauscht und schreckt die leisen Stimmen
Des Lebens wieder in sein Herz zurück:
So klang das Wort, das schreckliche des Mannes,
Das sie gestoßen in die Einsamkeit,
Entsetzlich flüsternd fort in ihrer Seele!
Und draußen ging die Schlacht. Das Meer entlang,
Die Thäler füllend, auf die Felsen klimmend,
Die Haide überfluthend wälzte sie
Sich dumpfen Klangs um Fergus weiße Klippe.

Und nah' und näher kommend drängten sich
Der Zwist der Stimmen und der Waffen Dröhnen
In's grollend wiederhallende Gemach.
Da plötzlich neigte sich das Haupt des Kindes
Und seine Hände suchten sich und faßten
Sich an, es beugten seine Kniee sich,
Und laut aufschluchzend brach das Heidenmädchen
Besiegt zusammen an des Kreuzes Stamm. —

4.

Am Meeresufer aber ging die Schlacht,
 Und Schwert und Keule trafen sich im Schwunge,
 Und Schild zertrümmerte an Schild. Es horst
 Der Panzer tönend von der nackten Schulter,
 Und knirschend schlug der Tod die eh'rnen Zähne
 In das lebend'ge, zuckende Gebein.
 Heißtriefend von dem eignen Blute standen
 Die grimmen Kämpfer auf, sie fielen wieder,
 Sie kämpften knieend fort, sie saßten sterbend
 In's Gras der Haide, und sie sanken nieder,
 Und über sie hinweg, hochragend schritt
 Das Kreuz! Vergebens warfen Nordens Söhne
 Sich mit der nackten Brust in seinen Weg.
 Vergebens stürzte sich der Dänensieger
 Mit seinem alten Kriegsschrei in die Speere,
 Vergebens bäumte sich der Bärenkämpfer
 Der Schlacht entgegen mit des Raubthiers Ruf.

Erwürgt, zertreten lagen sie am Boden,
 Und über sie hinweg gewaltig schritt
 Das Kreuz! Und auf den Hügeln händeringend,
 Das Haar vom Sturm zerrauft, die Brust entblößt,
 Lautjammernd standen Nordens hohe Weiber
 Und beugten sich hinunter in die Schlacht!
 Sie sahen nicht, wie blutend vom verirrten
 Geschosse sich das Kind zu ihren Füßen
 Im Todeskampfe leise röchelnd wand,
 Sie hörten nicht den Speer, der eilig saustend
 Daher kam, nicht den Pfeil, der leise zischend
 In ihren Reihen sich begrub. Das Kreuz,
 Das Kreuz kam näher! Und es trafen sich
 Die Stimmen aus der Schlacht und von den Hügeln.
 Sie riefen und erkannten sich! Die Arme
 Des Hingefunk'nen hoben sich noch einmal
 Zur Klippe auf und saßten in die Leere,
 Dem Jammerrufe seines Weibes nach;
 Und aufgestört von seiner Liebsten Stimme
 Erhob der Jüngling taumelnd sich am Speere
 Vom blut'gen Menschenpfluß und sah nach Norden
 Und schlug zurück in's stille Todtenfeld!
 Und wie auf Siegesschultern seiner Krieger
 Ein schlagengewalt'ger Völkerkönig schreitet
 In stiller Schicksalsmajestät: So kam

Und nahete auf hoherhob'nen Händen
Des Kreuzes ragende Gestalt! Es ging
Vom Licht umflossen überm Staubgewölke
Der Völkerschlacht und streckte seine Arme
Stumm in die Himmel aus, und vor ihm her
Da würgte sich in zuckender Umklammerung
Die Menschheit, und das rothe Blut des Lebens
Rann still zusammen in der Gottesspur!

Doch auf des Ufers höchster Felsenklippe
Stand Fergus Maid. Ihr Haar flocht' sich im Sturme
Nicht zu dem Haare der Gespielinnen,
Sie stand allein und einsam, da sich Alles
Tief lebenathmend zu einander drängte,
Und da es laut von jeder Lippe brach,
Stumm blieb ihr Mund. Doch mit den Adlern kreisten
Heißspähend ob dem Schlachtfeld ihre Blicke.
Und wilber schlug in stillem Kampf ihr Herz,
Als Schwert und Keule in der Völkerschlacht.
Denn unten rangen ihres Herzens Wünsche
Lebendig mit des Lebens nackten Armen,
Und in der Schlacht der Völker schlichtete
Sich waffenlaut der Streit, der unversöhnte,
Der still im Grunde ihres Busens ging.

Und wie des Kampfes dunkle Todeswoge
Blutschäumend schwoll, und bald des Kreuzes Krieger
Und bald die Streiter ihres Volks erhob:
Dem Siegenden entgegen immer stürzten,
Dem Wankenden zu Hülfe ihre Wünsche
Und wild auf ihre Lippen drängten sich
Und fielen ringend ungesprochen wieder:
Der alte Schlachtruf ihres Heimathlandes —
Und ein Gebet zu ihrer Feinde Gott.

Doch auf der Klippe überm Meere
Hoch einsam stand, derweil sein Volk die Schlacht
Der Leiber unten schlug, der Königsharke.
Wen rief er an? Es wälzte sich sein Wort
Empor, als wollte es die mächt'gen Bogen
Der Halle sprengend in den Himmel brechen.
Sein Auge leuchtete wie eines Kämpfers
Und über sich auf hoch erhob'nen Händen
Empor wie einen Schild, hielt er die Harke:
„Steh' still, ich wehre dir! Hoch von den Gräbern
Der Erde, über's Meer des Lichtes strecke
Ich dir den Schild, den tönenden entgegen,
Ein Kämpfer stell' ich mich im Gold der Harke
In deinen Weg! Steh' still, ich wehre dir!“

Sein Haupthaar war gesträubt, sein Antlitz farblos
 Und seine Lippen bebten unterm Wort,
 Dem geistestrogenden, das er gesprochen.
 „Wer bist du, lautlos schreitend, fürchtbar Wesen?
 Kein Lied der Barden nennt dich, keine Sage
 Erzählt von dir, dich kennt kein Greis im Volk!
 Geräuschlos, wie des Wetters dunkle Wolke
 Aus ungekamter Einsamkeit bist du
 Herausgekommen! Kein verkündend Zeichen
 Ging vor dir her, auf ihren Harfen schliefen
 Die Sänger, und die Todten ruhten still;
 Und plötzlich steht die alte Nacht gelichtet,
 Und mit dem Schlachtruf deines Namens brechen
 Des Mittags Völker würgend über uns!
 Wer bist du, Schrecklicher? Dein Wort tönt lockend
 Und herzverderbend, wie ein Lied des Friedens,
 Doch deine Hände tödten! Mit dem Ruf
 Der Liebe zähmest du das Herz des Kriegers
 Und stürz'st sein Haus dann auf den Knieenden.
 Steh' still, steh' still! Mein Aug' kann dich nicht sehen,
 Und deines Schrittes Schall erreicht mich nicht,
 Doch heimlich schauernd spürt dich meine Seele!
 Du bist der Frieden nicht, von dem die Barden
 In ihren Liedern singen, den die Menschen
 In ihres Glückes sel'gen Träumen seh'n,

Du bist die Liebe nicht, die schwertlos starke,
 Die herzensmächtig im Verborg'nen wirkt!
 Du bist die Zwietracht, die mit falschem Worte
 Das Herz beschleicht und das Ohr verführt,
 Und in der Hand, der zuckenden des Träumers
 Ein nacktes Schwert zurückläßt. Schrecklicher!
 Du bist der Krieg, der lechzende der Herzen,
 Der in das Gift der bösen Menschenbrust
 Die Waffe taucht, mit der er grimmig wüthend
 Den Leib, den blühenden des Lebens schlägt.
 Steh' still, steh' still! Ich hör' es vor dir her,
 Wie eine Fluth des Todes rauschend steigen
 Ich hör' sie nahen! und ich sehe sie!
 Lichtschäumend klimmt sie auf an den Gebirgen
 Und gießt sich in der Erde Thäler aus
 Und kommt daher, und weit, so weit ich blicke
 Seh' ich auf ihren Wellen Trümmer treiben,
 Wie einer todten fortgespülten Welt!
 Wie alte Throne und wie alter Hallen
 Gebälke, wie verrostet Kriegsgeräth,
 Verwais'te Schilde und verflung'ne Harfen,
 Und zwischen ihnen schaukeln todesstill
 Die alten Eigner mit des Speeres Zeichen
 In der entblößten, todtgebleichten Brust.
 Sie kommt, sie kommt! Ich hör' die Harfen klingen,

Und seh' die Throne kreisend untergehn,
Sie kommt und bäumt an Schottlands Felsenufer!
Dein Haus versunken, Fergus, Sohn Alpins!"

Und eine Stimme gab ihm Antwort leise
Im Saal! Er war es, Fergus war es selbst!
In's Knie gesunken und die Hand am Boden
Gestemmt, mit blut'gem, helmesbarem Haupt
Den Speer im Herzen und den Tod im Antlitz,
Ein Flüchtling auf der Schwelle seines Throns,
Ein Sterbender in seines Vaters Haus!
So hatte sie ihn endlich doch gefunden
Die Hand, die blutig tastende der Schlacht,
Die ihn gesucht auf allen Feldern Nordens,
Von Kampf zu Kampf auf seiner Siege Spur!
So hatte sie ihn endlich doch gefunden
Den grauen Flüchtling aus der Sterblichkeit,
Und von des Menschenalters letzter Sprosse,
Da schon kein Schicksal ihm zu nahen schien,
Herabgezogen hatte sie ihn wieder
In's Thal der Erde, an des Grabes Rand!
Doch nicht in seiner Krieger eh'rnem Kreis',
Nicht auf des Schlachtfelds bluteswarmem Lager
Gerüstet war sein Todtenbett — allein,

Allein, wie ein Verstoßener, ein Verworfenner,
Allein, wie eine Beute, die der Tod,
Der heldenlüsterne verschmäht und blutend
Gelassen hinter sich auf seiner Bahn,
Allein und wimmernd lag er da am Boden
Und krümmte machtlos sich am Todespeer.
Und leise Worte kamen eilig flüsternd
Von seinen Lippen. Mit dem Strom des Blutes
Heraufgespült aus seines Busens Tiefen,
Aus seinem gramgebrochenen Herzen kamen
Sie eilig treibend auf der Lebenswoge,
Die fluthend seine Brust verließ; sie kamen
Wie sie die Hand, die plündernde des Todes
Von seinen Lippen riß. Des Königs Klage
Um sein zertreten Volk, des Vaters Jammer
Der sterbend sucht nach seines Kindes Brust,
Des Kriegers Grollen und des Flüchtlings Wimmern,
Und wie ein Schrei, ein hilfseheischender,
Und wie ein grimmig, todeseilig Beten
Klang es dazwischen durch die Wahnsinnslaute
Und rief in wilder Angst zum Himmel auf.

„Wer bist du, Greis?“ Und vor dem Keuchenden
Gelehnt auf seine Harfe stand der Barde.

„Berühr' mich nicht, dich hat die Schmach gezeichnet!“
 Und wie im schauernden Entsetzen streifte
 Er die erhob'nen Hände von sich ab,
 Die hilfesuchend nach den alten Lauten
 Des Lebens tasteten. Doch Fergus rang
 Zu ihm empor und klammerte sich mächtig
 An sein Gewand, und seine Stimme kenchte
 In wilder Seelenangst: „Hilf mir empor!
 Noch hab' ich Kraft zu fliehn . . . wir wollen tief
 In die verborg'nen Schluchten des Gebirges
 Uns bergen in die Einsamkeit der Wildniß!
 Hilf mir empor! Wir wollen nordwärts gehn,
 Bis uns kein Laut des Lebens, keine Stimme
 Der Menschen mehr erreicht. . . Auf's letzte Eiland
 In's Meer hinaus! Hilf mir empor! Es naht
 Das Kreuz, das fürchterliche!“ — Und es nahte!
 Am Fuß der Klippe hörte man sie schon
 Die Schlacht, die grimmig tobende, und schon
 Mit flücht'gen Kriegern füllte sich die Halle.
 Der blut'gen Fährte ihres Königs folgend,
 Todtaumelnd kamen sie daher und brachen
 Um ihn zusammen mit der letzten Kraft,
 Die nachtgebroch'nen Augen nach ihm wendend,
 Der sie verließ in ihrem letzten Kampf.
 Doch Fergus sah sie nicht! Von seinen Lippen

Troß Blut, und wild und wilder drängten sich
 Und immer hast'ger flehend seine Worte,
 Vom Tod gehegt im Kreise des Entsetzens,
 Das unverwandt vor seiner Seele stand:
 „Es kommt, es kommt das Kreuz! Sein Schatten deckt mich
 Und seine Arme fassen stumm nach mir,
 Verlaßt mich nicht!“ Doch seine Hände glitten
 Ohnmächtig nieder an des Barden Kleid.
 Da raffte Fergus einmal noch sich auf,
 Verzweilungswild als theilte er die Woge
 Des Todes über sich: „So hört mich Niemand,
 In meiner letzten Noth, da ich verderbe!
 Ich bin der König, Schottlands König bin ich,
 Fergus, der Schreckliche!“ .Doch keine Stimme
 Gab Antwort, nur wenn einer Kriegerhand,
 Die sich im Tode öffnete, die Wasse
 Entglitt, und wenn ein Schild zu Boden schlug
 Erklang der hohe Saal. — Da leise erst
 Und immer lauter, lauter mit den Tönen
 Des Schlachtgetöses ringend sich erhebend
 Vom Boden auf erscholl des Königs Stimme.
 Zum Himmel aufgekehrt war seine Stirne
 Und seine Hände streckten sich empor.
 — Er betete! Er betete verzweifelnnd
 Zum Heind, der ihn gestreckt, er betete

In Seelenangst zu Gott, den er verspottet,
 Und der in tödtlich fürchterlicher Wahrheit
 Auf ihn jetzt zuschritt durch die Todesnacht.
 Und wie er betete, da quoll das Blut
 Aus seiner offenen Brust und troff zur Erde,
 Und siegesjubelnd wälzten sich die Stimmen
 Der nah'nden Schlacht heran. Da faßte wild
 Des Barden Hand den Hingefunk'nen an:
 „Du ruffst zum Gott, der dich verdirbt, Unsel'ger!
 Zum Feind, der dich gefällt — und sieh und sieh
 Wie er dir Antwort giebt!“ Und schwanen Ganges
 Da kamen sie, die letzten Scotenkrieger:
 Und kamen still und auf den Armen trugen
 Sie ihres Königs sterbend Kind herein!“ —
 — Und Fergus schlug zurück und auf den Lippen
 Erstarb ihm das Gebet. Er fühlte nicht,
 Wie sein stillblutend Kind mit irren Händen
 Nach seinem Antlitz tastete, er hörte
 Die Harfe nicht vom Speerwurf über ihm
 Wie einen letzten Weheruf ertönen!
 Sein Aug' war blicklos und er sah es nicht
 Das Kreuz zu seinen Seiten sich erheben,
 Das Kreuz, vor dem er floh aus seiner Halle,
 Vor dem er fliehend seine Waffen wegwarf,
 Vor dem er in die Todesnacht sich barg,

Das Kreuz, das stumm entsehlige! Es streckte
 Die Arme über seinen Leib hinweg,
 Als rief es Zeugniß von den stillen Todten,
 Daß ein Gebet auf diesen Lippen stand,
 Eh' sie zum ew'gen Schweigen sich geschlossen.
 Und mächt'ge wunderbare Laute füllten
 Den alten Königsaal auf Dunstaffnaga.
 Es waren Laute, wie kein Echo Nordens
 Von ihnen je erzählt, es war ein Lied
 Gewaltig, wie kein Barde es erfonnen.
 Es stieg zum Himmel von den tausend Lippen
 Der fremden Krieger auf und übertönte
 Des Meeres Rauschen um die weiße Klippe
 Und trug die Sterbeseufzer mit sich fort,
 Die von der Halle Boden sich erhoben.
 Da an des todten Königs Seite plötzlich
 Aufrichtete das Haupt der Jungfrau sich
 Und ihre Arme streckten sich den Tönen
 Entgegen! Durch des Liedes mächt'gen Sturm
 Erkannt, erlauschet hatte sie die Stimme
 Des Mannes, dem ihr Herz in Liebe brach!
 Da stand er wieder, strahlenhell das Antlitz,
 Mit lichtgekröntem Haupt, wie dazumal,
 Da sich sein Bild, das mächtig wunderbare
 Gespiegelt in den Tiefen ihrer Brust.

Ihr sterbend Auge hing an seinen Zügen
Und selig lächelnd sank sie wieder hin,
Und auf den Tönen seiner Stimme wiegte
Sich ihre Seele in den Todeschlummer
Und ging zum Licht, sich selber unbewußt,
Ob sie die Lieb' von seinem Gott gelernt,
Ob ihre Lieb sie seinen Gott gelehrt. —

